



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

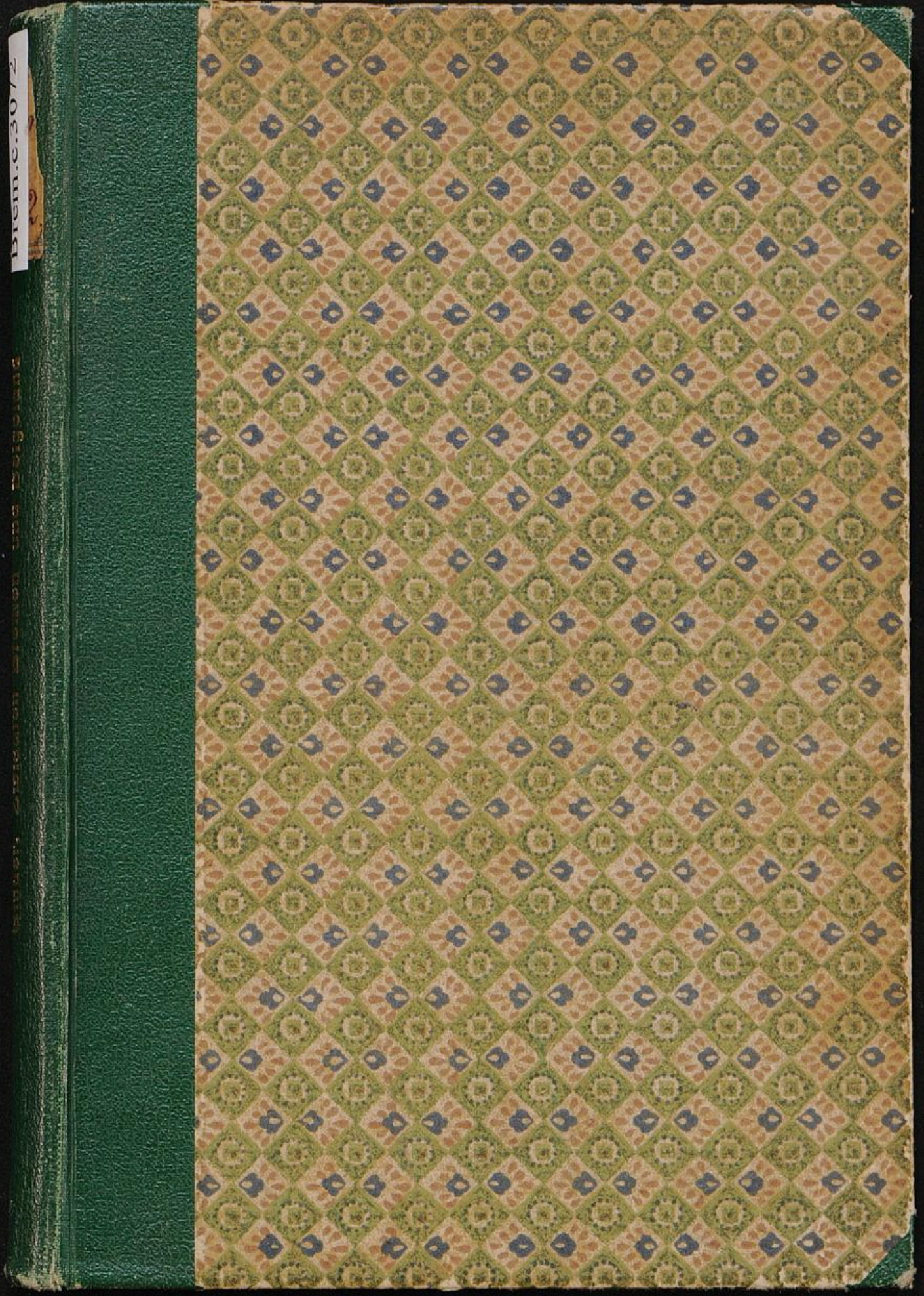
Zwischen Bremen und Helgoland

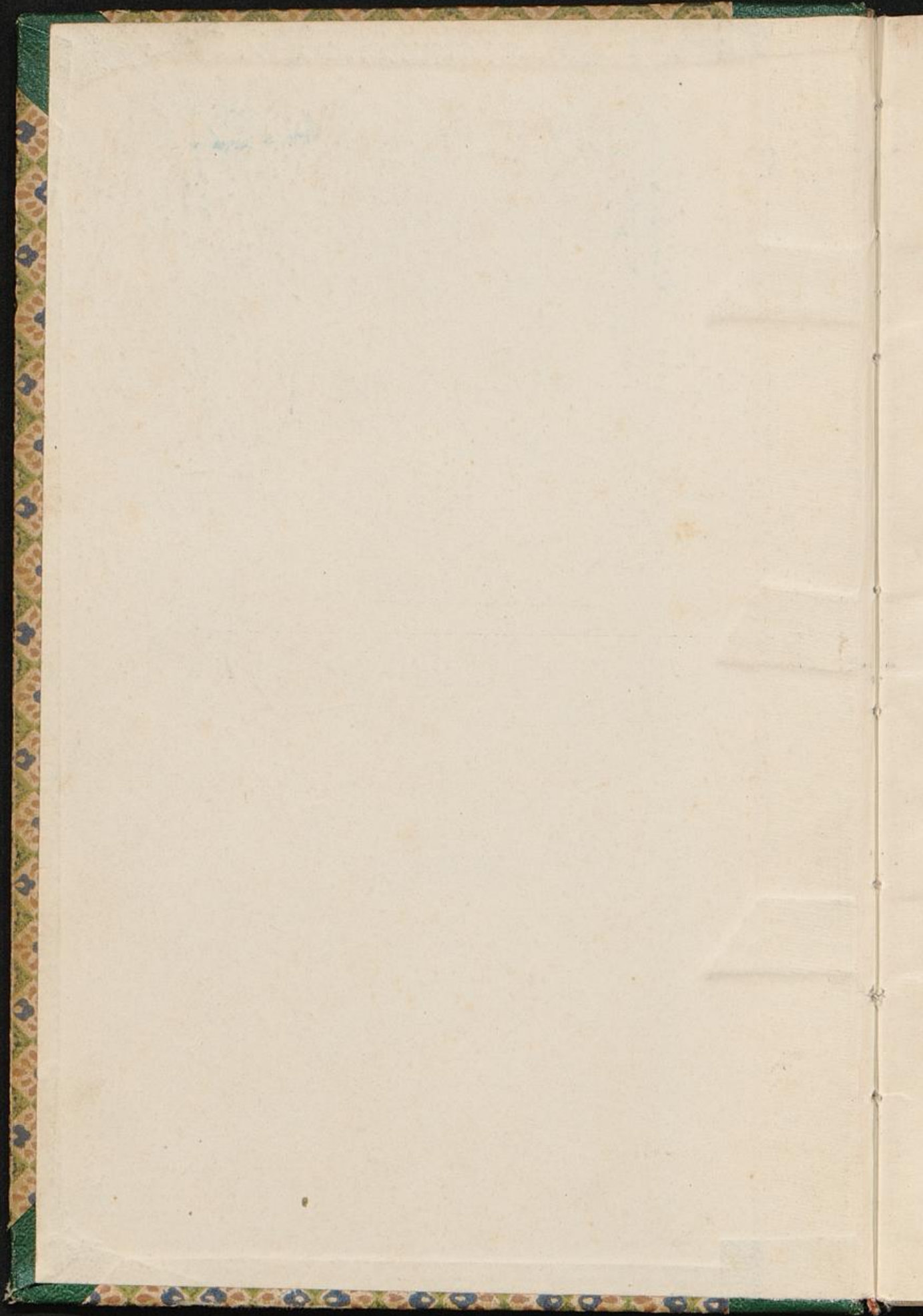
Binder, Heinrich

Bremen, 1912

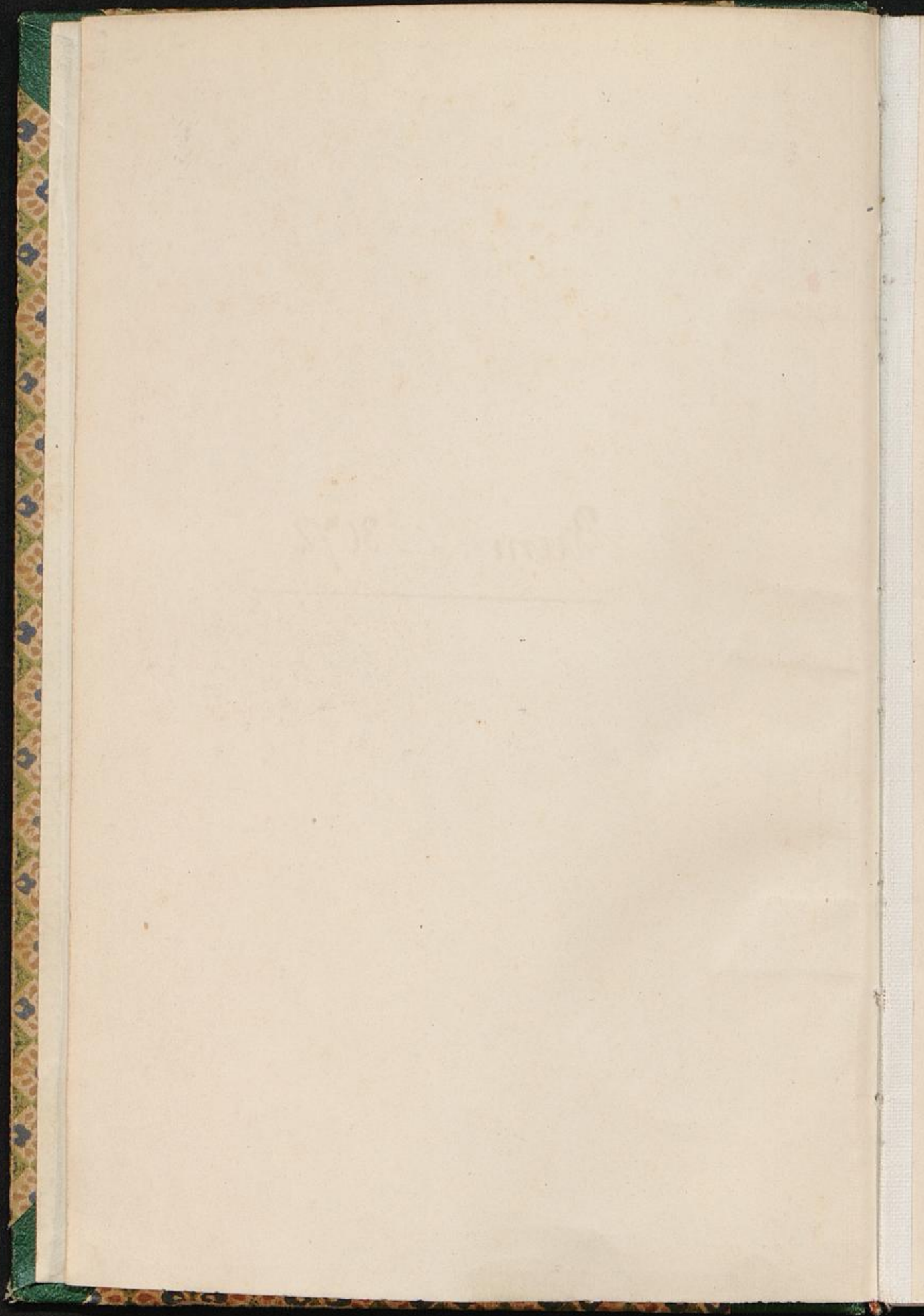
urn:nbn:de:gbv:46:1-9662

Mem. 30/2





Brem. - 3072



Zwischen Bremen
und Helgoland



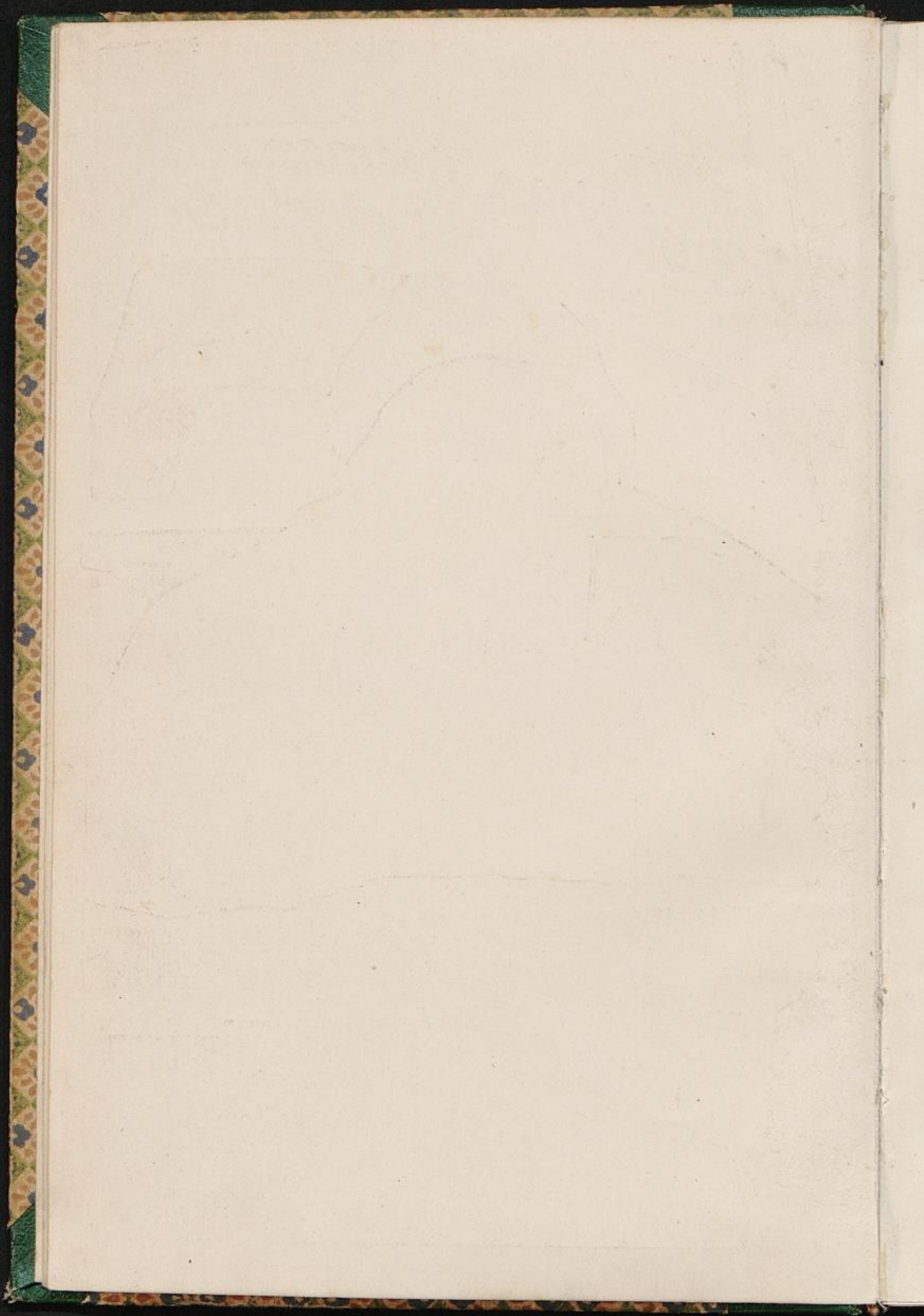
Ernste u. heitere Erzählungen
von Heinr. Binder.

Verlag der Bremer Zeitungsgesellschaft m. b. H.



12/11.12

2



Zwischen Bremen und Helgoland

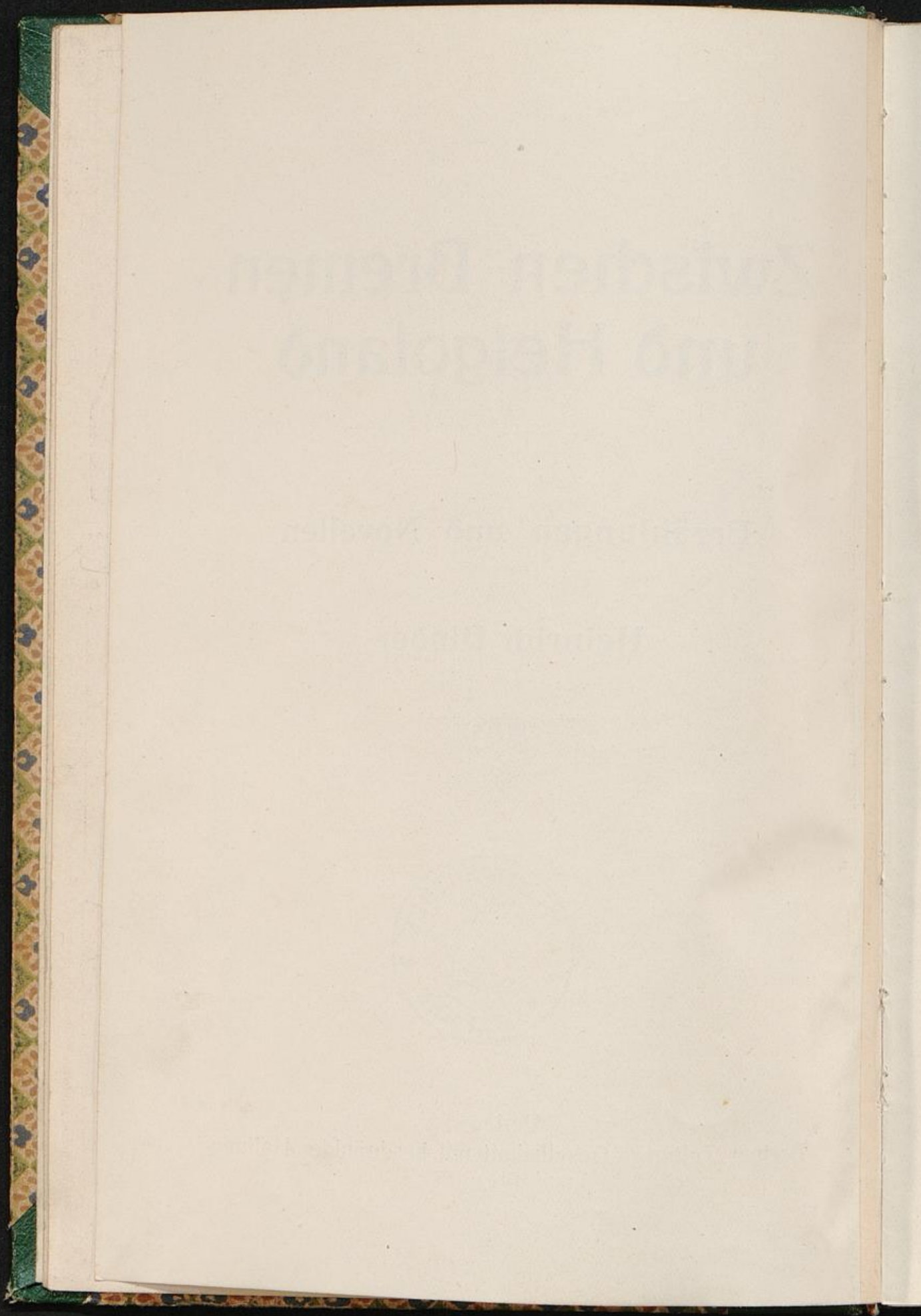
Erzählungen und Novellen

von

Heinrich Binder



Verlag:
Bremer Zeitungs-Gesellschaft mit beschränkter Haftung.
1912.



Vorwort.

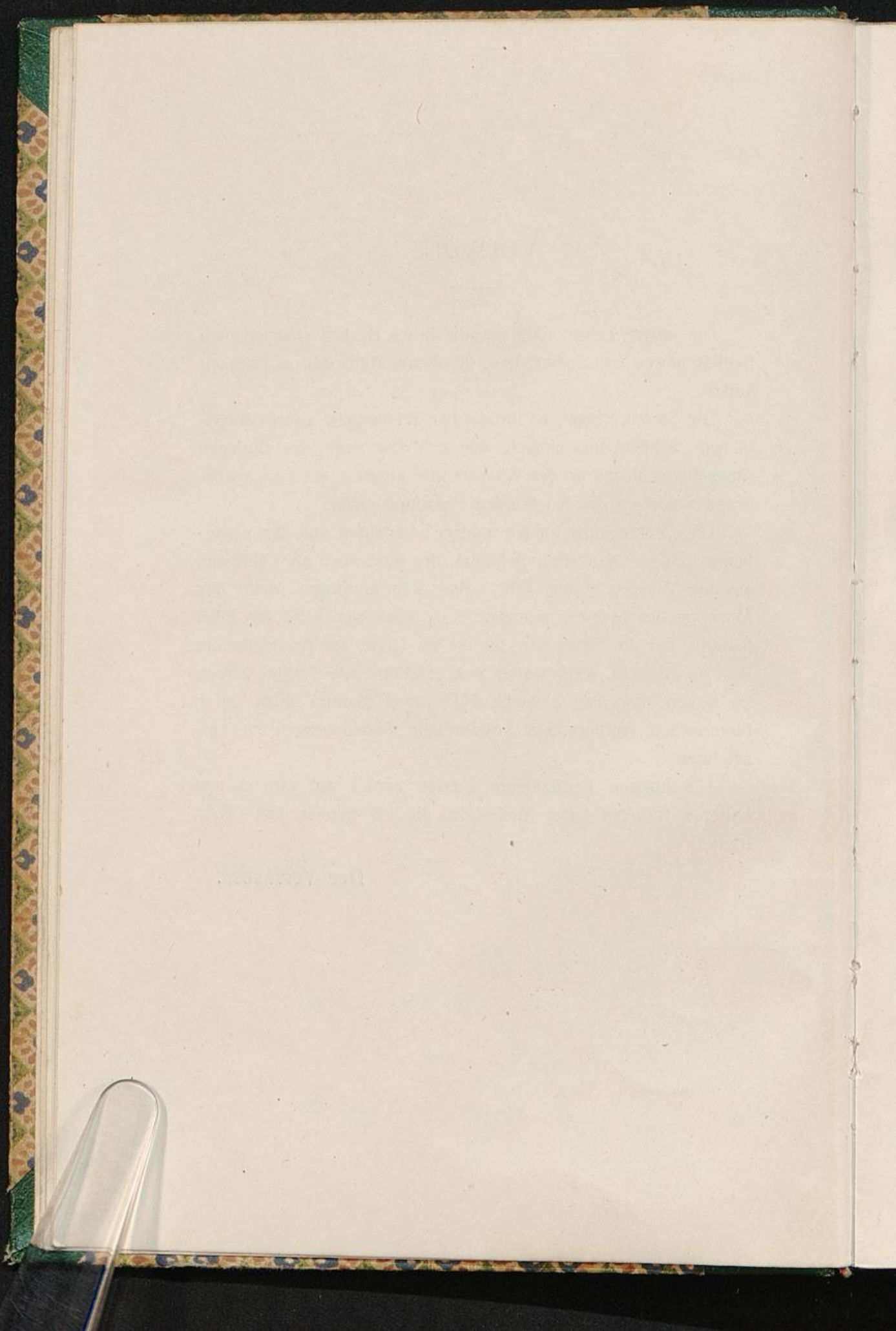
Die beiden ersten Erzählungen dieses Buches sind lediglich Schilderungen von Schicksalen, mit denen Menschen zu kämpfen hatten.

Die „letzte Reise“ ist die getreue Wiedergabe eines Lebensbildes. Schlicht und einfach, wie sich das Dasein des ehrlichen Menschenschlages an der Wasserkante abspielt, wird das eigenartige Schicksal der handelnden Personen erzählt.

Die „Schreckensstunden auf See“ berichten von den unsagbaren Leiden eines alten Schiffers, der jetzt noch als Fährmann an der Wesermündung lebt. Man könnte diesen Mann den Mazeppa des Meeres nennen. . . . Auch hier habe ich mich bemüht, nur die Tatsachen, für die im Laufe der Erzählung der Beweis erbracht wird, durch ihre erschütternde Tragik wirken zu lassen, und das einfache Bild jenes Mannes nicht durch literarischen Aufputz und farbenreiche Schilderungen zu verzeichnen.

Die übrigen Erzählungen greifen zurück auf ernstes und heiteres Handeln jener Menschen, die ich kennen und lieben lernte.

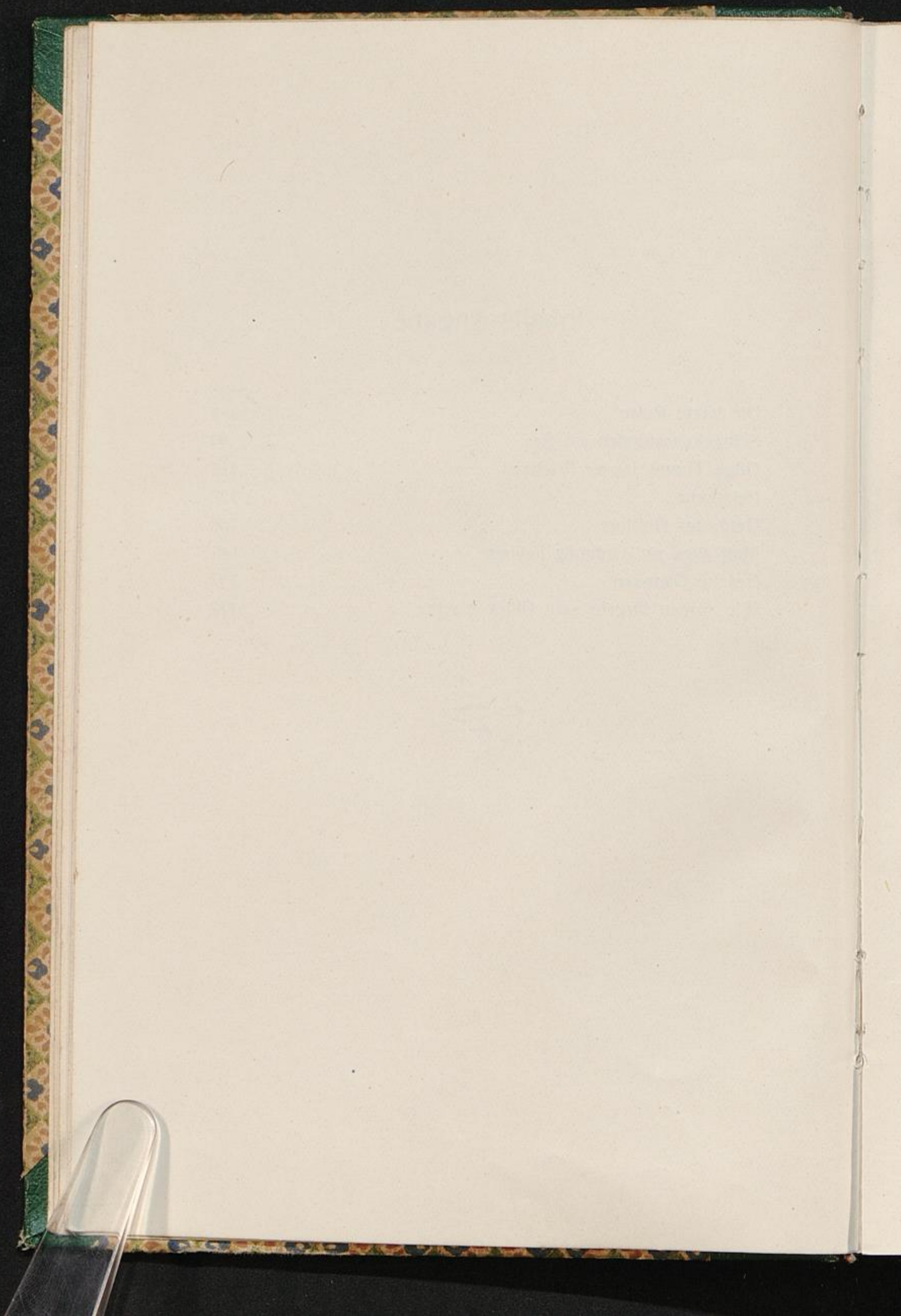
Der Verfasser.



Inhalts-Angabe.

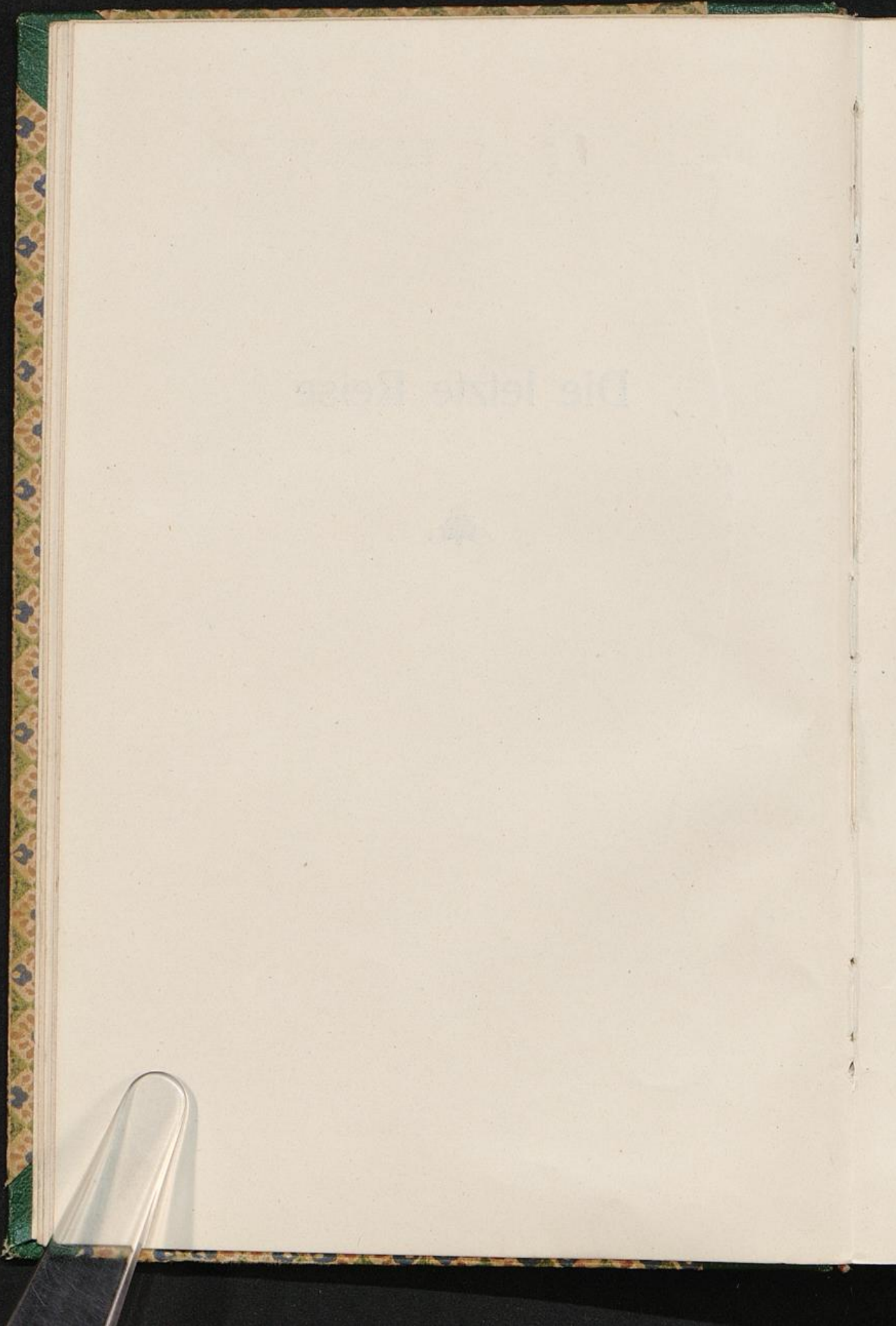
	Seite
Die letzte Reise	7
Schreckensstunden auf See	89
Göge Timms letzter Fischzug	115
Heimkehr	125
Gerd, der Gottlose	135
Mutt alles sin' Ordnung hebban	145
Gesche Claussen	157
Wie Jürgen Jürgens sein Glück machte	177

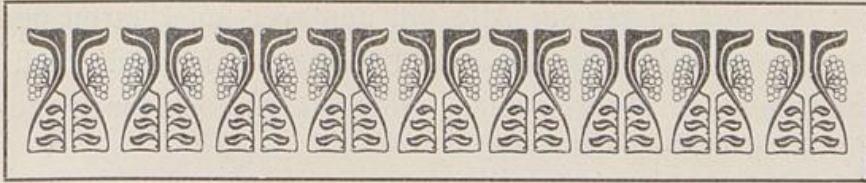




Die letzte Reise







An einem goldnen Spätsommertag war es.

Die Sonne leuchtete hell, aber sie wärmte nicht mehr. Ihre Strahlen kletterten über die spitzen Dächer, über die vielen, schlanken Türme der alten Hansestadt. Die Schiffe im Hafen wurden grell beleuchtet von dieser steigenden Morgensonne. Scharf hoben sich die Masten gegen die blaue Luft ab, und überall flatterten helle Fäden.

Der Altweibersommer spann ein wunderfeines Netz um Raaen und Tauwerk, um Masten und Ketten.

Aus dem unendlichen Gewirr und Getöse des Hafens hob sich leuchtend ein weisser Dreimaster ab.

Das war ein Schiff!

Wie ein riesenhafter Schwan reckte es seinen Leib in die sonnige Herbsteskühle. Still und ruhig lag es, als träume es von weiten Fernen.

Und die Sonne glitt an den hochragenden Masten herunter und huschte über das blitzblanke Deck. Und über die weissgescheuerte Reeling mit den blinkenden Metallbeschlügen kletterten die zitternden Strahlen. An der Bordwand hinunter suchten sie ihren Weg und guckten durch ein grosses, rundes Fenster in die Kapitänskajüte. Hier spielten sie auf dem Boden, der mit roten Läufern belegt war. Einen bunten Blumenstrauss, der in allen Farben des Herbstes leuchtete, und der auf dem weissgedeckten Tisch in einer dunkelblauen Vase stand, überfluteten sie mit goldigem Schimmer.

An diesem Tisch sassen zwei Männer.

Da fiel zuerst der Alte mit den weissen Haaren und der weissen Bartkrause auf. Er blinzelte fröhlich in die Strahlen der Morgensonne, die jetzt auf seinem tiefgefurchten Gesicht spielten.

Claus Heye konnte fröhlich blinzeln. Er hatte die mühsamen Wege des Lebens hinter sich, und mit lachender Klugheit schaute er zurück auf all das bunte Gewirr, auf all das Drängen und Sehnen der Jugend.

O, er war auch einmal jung gewesen!

Und ein Schiff hatte er geführt, kaum weniger stattlich als die „Astarte“, auf der er jetzt als erster Steueremann fuhr. Aber er hatte jenes Schiff verloren. Hatte dem Meere alles geopfert und nur das nackte Leben gerettet aus einer wilden, wilden Sturmesnacht.

Und da war ihm die Lust genommen, den Kampf von neuem zu wagen. Sein junger Freund Jansen, den er zum Seemann erzogen hatte, nahm ihn mit auf die alte „Ems“. Und als Jansen dann nach Jahren als Kapitän auf die „Astarte“ kam, ging Claus Heye stillschweigend mit. Als erster Steueremann. Mehr wollte er nicht. Vom Meer konnte er sich nicht trennen, und so blieb er der See treu. — Er erhob sich jetzt auf einmal von seinem Platze und sagte:

„Das will mir so recht nicht in den Kopf, dass wir Freitag losfahren sollen. Vielleicht lässt sich ein Tag verschieben, was meinst Du, Jansen?“

Jansen, der Kapitän der „Astarte“, lachte vergnügt bei diesen Worten. Eine Reihe fester, weisser Zähne wurde in den Lippen sichtbar. Ein blonder, kurz geschnittener Vollbart umrahmte das regelmässige Gesicht des stattlichen Mannes, der gerade Claus Heye die Pfeife aus der Hand genommen hatte, um sich an ihrem Brande eine Zigarette zu entzünden.

„Claus! Claus! Wo solls noch hinkommen mit Deinem Aberglauben! Zigaretten bringen Unglück, —

hier ist Deine Pfeife, — Vollmond bringt Unglück und
Freitags geht nur der fliegende Holländer in See!“

Claus unterbrach ihn:

„Die Welt ist anders geworden. Auf die Alten wird
nicht mehr gehört. Ich fahr doch nun schon an die vier-
zig Jahr zur See, aber ich habs immer erfahren: Wenn
wir Freitags ausliefen, gabs immer ein Unglück. Und
als wir gar mal am Freitag, den 13. von irgend einem
Monat mit der alten „Schwabens“ in See gingen, kamen
wir glücklich bis nach Helgoland. Der Kasten ging in
tausend Stücke, und hätte ich mich damals. . . .“

Jansen liess ihn nicht ausreden, er nahm die ge-
dehnte Redeweise des Alten auf und fuhr mit gewolltem
Ernst fort:

„Nicht vierzehn Stunden auf der Planke festgehal-
ten, — ich weiss es, Claus, hast es schon mehr als drei-
zehn Mal erzählt!“

Claus tat beleidigt:

„Ja, da magst Du lachen oder nicht. Ich halt es
immer mit Gerd Steenken. Der sagte: Kinners, Freitags
is mine Olsche geboren, Freitags ist ein Unglückstag.“

Die beiden lachten, als der zweite Steuermann, ein
robuster, baumlanger Kerl, in gebückter Stellung ins
Zimmer trat. Er redete Jansen an:

„Ich muss jetzt an Land, Kapitän, da gibts doch
noch was zu besorgen.“

Claus sagte mit freundlichem Lachen:

„Es ist wohl nicht so eilig, Wiggers, ich glaube, dass
wir Freitag noch gar nicht losfahren. Der Kapitän
meint, dass es ein Unglückstag ist.“

Wiggers lachte:

„Na, das sieht mehr nach Claus Heye aus als nach
Kapitän Jansen.“

„Ja, da haben Sie recht,“ antwortete Jansen, „Claus
ist mal wieder von seinem alten Aberglauben geplagt.“

Wiggers meinte darauf:

„Claus Heye, dieses Mal brauchen wir doch keine Angst zu haben! Wir nehmen doch einen Schutzengel mit, Kapitän Jansen seine Marie ist doch ein Prachtmädel, die einem nur Glück bringen kann.“

Claus entgegnete schnell:

„Ach was, Ihr Grünschnäbel! Prachtmädel hin, Prachtmädel her! Gewiss, Jansen, Deine Marie ist eine fixe Deern. Alle Achtung, Jansen. Aber hols der Deibel: Ich kanns nicht leiden, wenn Weiber an Bord mitfahren. Es gibt immer ein Unglück, Jansen.“

Jansen fühlte sich peinlich berührt durch den Ernst, mit dem Claus diese Worte gesprochen hatte. Er gab Wiggers nach einer kurzen Pause einen Auftrag, zur Reederei zu gehen.

„Wir müssen die neuen Karten auf jeden Fall noch mitbekommen. Und sagen Sie, dass ich gegen Mittag selbst komme.“

Als Wiggers gegangen war, setzte sich Jansen neben Claus. Keiner von beiden sprach. Sie verfolgten mit den Blicken die Sonnenstrahlen, die jetzt grell auf der blank geputzten Messinglampe spielten, die in Ringen über dem Tisch hing. Jansen unterbrach zuerst das Schweigen.

„Claus,“ sagte er langsam, „Du musst nicht immer so reden, wenn Wiggers dabei ist. Du weisst wohl, wie ich das meine. Ist ja ein ganz tüchtiger Mann, aber man muss bei ihm immer den Abstand etwas wahren.“

Claus antwortete nichts. Er paffte nur in kurzen Stößen dicke Wolken aus seiner Pfeife und sah Jansen durch den blauen Rauch mit blinzelnden Augen an. „Ja, ja, ich weiss es, Du meinst es gut, Claus. Für Dich sind alle Menschen Brüder.“

Claus brachte nur ein langes, gedehntes „Tja“ hervor. Das war immer der Auftakt zu einer langen Rede. Er kam aber dieses Mal zu keiner Entgegnung, denn ein

starkes Klopfen an die niedere Kajütstüre lenkte die Gedanken der beiden schnell ab.

Und ehe Jansen Gelegenheit hatte, das einladende „herein“ durch das an Bord übliche „hallo“ zu ersetzen, trat ein Herr vorsichtig und freundlich lächelnd in die helle Kajüte.

Blinkende Brillengläser sassen auf einer scharfgeschnittenen Nase. Das schmale, bartlose Gesicht, das in dieser langen, schwarzen Erscheinung der einzige weisse Fleck war, hatte etwas von einem Raubvogel, was Claus mit Kennermiene in Gedanken sofort feststellte.

„Guten Tag, meine Herren! Ach, ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Kapitän Jansen vor mir zu sehen. Ja, ich bin der Direktor Brodersen vom Eppenstedter Erziehungshaus, meine Herren.“

Jansen war aufgestanden. Er bat mit höflichen Worten den Gast, Platz zu nehmen. Umständlich drehte Brodersen einen der festgeschraubten Stühle herum und liess sich ermattet nieder.

„Das ist ein Weg, meine Herren! Wenn doch erst eine bessere Verbindung zum Segelschiffhafen geschaffen wäre! Das ist ja ein halber Tagesmarsch!“

Jansen lachte:

„Na, so schlimm wirds wohl nicht sein, Herr Direktor. Aber was hat Sie denn auf den langen Weg geführt?“

„Ja, sehen Sie, Herr Kapitän, ich hätte ein Anliegen, eine persönliche Bitte. Aber ich weiss nicht, ob ich nicht störe, ob der Herr hier . . .“

„O, bitte, durchaus nicht“, unterbrach ihn Jansen, „Sie stören keineswegs. Und hier, Claus Heye, unser erster Steuermann, gehört so wie so zu jeder Verhandlung, die wir an Bord haben.“

„Ja, Herr Direktor“, sagte Claus, „ich bin so ein altes Inventar, so ein notwendiges Uebel.“

„Ach so, so“, sprach Brodersen gedehnt, „das freut

mich. Ich meine, dann kann ich meine Bitte ja gleich vortragen. Um es kurz zu sagen, Herr Kapitän: ich möchte gerne einen Jungen unterbringen. Wir haben da in der Anstalt einen Bengel, mit dem wir schon alles mögliche aufgestellt haben. Nach der Konfirmation brachten wir ihn zu einem Gärtner in die Lehre. Ein Jahr hielt ers aus, dann lief er fort. Dann beschäftigten wir ihn ein Jahr lang in unserem Arbeitssaal. Aber er will und will nicht. Er hetzt die andern auf und ist entsetzlich störrisch. Und da dachten wir: für den gibt es nur noch ein Mittel: der muss zur See. Denn das alte Sprichwort sagt ja: „Alles, was nicht taugt auf Erden, kann am End' noch Seemann werden.“

Claus fiel hier mit erzwungener Freundlichkeit ein: „Herr Direktor, nehmen Sie mirs nicht übel, aber das ist wenig schmeichelhaft für uns. Alles, was an Land nichts werden will, soll hierher zu uns abgeschoben werden. Gerade, wie die Flüsse allen Unrat und Schmutz der See zutreiben, so soll auch all das Kropfzeug zu uns gebracht werden. Das ist ein Unrecht, Herr Direktor!“

Die Stimme des Alten nahm einen eigentümlichen, harten Klang an, als er fortfuhr:

„Ein grosses Unrecht! Unser Beruf ist anständig und schwer. Und vieles muss man entbehren. Und stark muss man sein, und ein ehrlicher Kerl muss man sein bis auf die Knochen. Sonst kann man auf See nichts werden!“

Claus hatte sich in Feuer geredet. In kurzen, abgebrochenen Sätzen hatte er diese Verteidigungsrede hervorgebracht, stossweise, wie jetzt den Rauch seiner Pfeife, den er wie zur Bekräftigung dem Direktor so dicht ins Gesicht blies, dass dieser hinter den Brillengläsern die Augen einkniff.

„Na, nichts für ungut, Herr, Herr, wie ist Ihr Name noch?“

„Nichts mit Herr,“ antwortete Claus spitz, „ich heiss man Claus Heye.“

„Ja, Herr Heye, nichts für ungut. Es sollte doch nur ein Scherz sein.“

„Natürlich,“ fiel Jansen ein, „als solchen haben wir es ja auch aufgefasst. Aber sagen Sie mal, Herr Direktor, wie konnte es denn kommen, dass der Bengel in Ihrer Erziehungsanstalt so schlecht werden konnte?“

Brodersen fühlte mehr aus dieser Frage heraus, als Jansen hineinlegen wollte. Aber mit dem Geschick des in der Verwaltung geschulten Beamten verbarg er den Aerger, den ihm diese beiden Seebären bereiteten.

„Ja, lieber Herr Kapitän, das ist schwer zu sagen. Es muss bei dem Bengel im Blut liegen. Vor achtzehn Jahren, gerade am Christabend war es, da fanden wir ihn als kleines Bündel vor der Türe unserer Anstalt liegen. Ein Brief lag bei dem Kleinen, der in verzweiflungsvollen Tönen das traurige Los der Mutter schilderte. Der Vater, ein Trunkenbold, war ja wohl am gleichen Tage gestorben, und die Mutter, verstossen von allen Verwandten, wusste mit der Bürde nicht wohin und woher. Und da vergass sie denn so sehr ihrer Pflicht, dass sie handelte, wie ich es Ihnen erzählte. Wir bekamen dann bald Briefe aus England, in denen wir gebeten wurden, den Knaben hinüberzusenden. Aber die Mittel, ihn auszulösen, waren nicht vorhanden. Und so hatte sie denn die gerechte, wenn auch harte Strafe für solches Tun erlitten.“

Brodersen hatte tonlos, fast mit geschäftsmässigem Gleichklang diese Geschichte erzählt. So wie die Führer durch alte Schlösser in fliessendem Tonfall von den früheren Zeiten des Schlosses zu erzählen wissen, so wusste dieser Mann das Leid und die Pein eines Menschenlebens in glatten Worten zu malen.

Das dachte Claus, als er zuhörte.

Und dann fragte er:

„Warum haben Sie den Bengel denn nicht hinübergeschickt nach England?“

„Das liessen die Satzungen unserer Anstalt nicht zu. Wir berechnen das Pflegegeld mit fünfhundert Mark jährlich, und in sechs Jahren war das schon ein stattliche Summe. Wir können unser Herz in einem solchen Betriebe nicht sprechen lassen. Gewiss, das Leid der Menschen, das gerade wir immer sehen, tut uns oft bitter weh, aber wir können nur den Verstand sprechen lassen. Finden Sie das nicht angebracht, Herr Kapitän?“

„Ja, da muss ich Ihnen recht geben,“ antwortete Jansen schnell. „In jedem grösseren Betriebe müssen Zucht und Ordnung herrschen.“

„Das ist ein schönes Wort, Herr Kapitän,“ erwiderte Brodersen. „Zucht und Ordnung. Ich wusste es ja: Sie waren mir als ein strenger und gerechter Mann geschildert worden. Und deshalb wollte ich gerade mein Glück bei Ihnen versuchen. Der Bengel ist ja gesund und kann für drei arbeiten, vorausgesetzt, dass man ihn scharf an die Zügel nimmt.“

„Ich behandle die Jungens streng, aber gerecht. Hiebe bekommen sie nicht. Das entehrt die Jungens. — Uebrigens, Herr Direktor, ich hab' es mir überlegt. Ich werde den Bengel noch unterbringen können. Ich will ihn aber zuerst einmal sehen.“

Brodersens Züge hellten sich auf.

„O, das ist ja sehr freundlich, unseres Dankes und unserer Anerkennung dürfen Sie gewiss sein.“

„Darum ist es mir nicht zu tun,“ erwiderte Jansen, „schicken Sie mir den Jungen nur her, und wir werden sehen, was sich machen lässt.“

Mit grosser Liebenswürdigkeit verabschiedete sich jetzt der Direktor, und Jansen gab ihm das Geleite bis zur Türe. Als er zurückkam, sah er, dass Claus sein breites, faltiges Gesicht zu einem behäbigen

Lachen verzogen hatte. Er rieb sich vergnügt die Hände:

„So ein Fuchs, was! Der hat's raus! Na, wir haben's ihm aber auch gegeben! Hols der Deubel, ich kann diese Kerls mit den zugeknöpften Jacken nicht leiden! Ich denk' mir immer, dass denen ihr Herz auch nicht offen sein kann!“

„Leben und leben lassen,“ erwiderte Jansen, „ich bin auch kein grosser Freund von ihnen, aber ich zeig' es nur nicht so wie Du. — Man kann ja mal sehen, was das für ein Junge ist. Gebrauchen kann man ihn ja schliesslich. Aber ich habe deshalb hauptsächlich zugestimmt, weil ich die Anstalt dort kenne. Es geht böse dort her, und Hiebe gibts oft mehr als Brot.“

Claus knurrte etwas Unverständliches in den Bart und erhob sich.

Die beiden Männer gingen aus der Kajüte. Arbeit und Pflicht liessen sie bald den Direktor Brodersen und dessen Zögling vergessen.

Der Abend senkte schon seine kühlen Schatten auf das Schiff, auf dem die Stunden den arbeitsamen Männern rasch vergangen waren. Kapitän Jansen und Claus standen an der vorderen Ladeluke und berieten mit den Stauern die letzte Ladung, als vom Steg her lautes Schreien und Schimpfen tönte.

Jansen drehte sich um und sah, wie ein Beamter einen Jungen über den Steg zerrte. Er lachte und zog Claus am Aermel:

„Sieh, Claus, der Junge wird gebracht. Unter Schutz und Bewachung sogar!“

Die beiden gingen zum Achterdeck und hörten gerade noch, wie der Junge rief: „Lassen Sie mich doch los, was sollen denn die Leute denken!“

Der Aufseher war jetzt an Bord gekommen.

„Wo ist der Alte?“ rief er ein paar Matrosen zu.

„Der Alte bin ich,“ sagte Jansen, indem er lachend vortrat.

„So,“ sagte der Aufseher, „hier ist der Hallunke, er wollte gerade wieder ausreissen.“

Claus ging ärgerlich auf die beiden zu:

„Was sind denn das für Redensarten! Kein Wunder, dass man bei so'ner Behandlung ausreissen will!“

„Na, Se möt dat jo weeten,“ antwortete der Aufseher gereizt.

„Jawohl, das weiss ich auch. Besser als Sie! Ich würde auch vor so'm Kerl ausreissen, wie Sie einer sind!“

Jansen mischte sich jetzt ein:

„Kommen Sie mal mit in die Kajüte. Hier an Deck ist es zu dunkel.“

Jansen ging vor, der Aufseher mit dem Jungen folgte, und hinterdrein ging Claus mit den schweren, breit schlüpfenden Schritten des alten Seemanns.

Wo am Morgen spielend die Sonne lag, und alles in blitzenden Schein hüllte, warf jetzt die grosse, über dem Tisch hängende Lampe einen halbdunklen Schimmer. Man musste sich erst an diese Beleuchtung gewöhnen, um alles in der Kajüte sehen zu können.

„So,“ sagte Jansen freundlich, „das ist also der Junge, der mit uns fahren soll.“

„Jawohl,“ antwortete der Aufseher, „Direktor Brodersen schickt mich. Sie wären schon unterrichtet, sagt er. Und ich sollte man aufpassen, sagt er.“

„Na, mein Junge,“ wandte sich Jansen dem hochgeschossenen Bengel zu, „wie heisst Du denn?“

„Fritz Bartels.“

„Ja, so heisst er,“ fiel der Aufseher ein, „meinen ehrlichen Namen trägt er. Das ist immer so bei uns. Wir Aufseher müssen all das Kraut adoptieren. Ich hab'

zwei, von denen ich nicht weiss, wie ich dazu gekommen bin, aber das ist hier der Schlimmste.“

„Das ist ja Nebensache,“ schnitt Jansen dem gesprächigen Manne das Wort ab, und zu dem Jungen gewandt, fuhr er fort:

„Sag' mal, mein Junge, und gesund bist Du auch?“

„Jawohl, Herr Kapitän.“

„Wie ist es denn mit den Augen, sind die gut, kannst Du alle Farben unterscheiden?“

„Ja, sehr gut,“ antwortete Fritz bestimmt.

„So, und Lust hast Du auch, zur See zu fahren?“

Der Junge senkte schweigend den Kopf. Verlegen drehte er seine Mütze zwischen den Händen, die lang und weiss aus viel zu kurzen Aermeln herausgingen.

„Na,“ fragte Jansen, „was ist denn los? Hast Du keine Lust, mit uns zu fahren?“

„Nein,“ sagte nach einer kurzen Pause der Junge fest und bestimmt.

Claus und Jansen mussten jetzt laut auflachen. Claus, der bis dahin hinter dem Aufseher gestanden hatte, trat vor und schlug dem Jungen leicht auf die Schulter, so dass dieser heftig zusammenfuhr.

„Brauchst nicht so zu erschrecken, mien Jung! Also keene Lust hest Du! — Das ist nicht gerade ermutigend, was, Jansen?“

Jansen sagte kurz:

„Nein, allerdings. Aber, sag' mal Junge, warum denn nicht?“

„Weil, weil,“ stotterte Fritz, „ich will es nur sagen: weil ich hier totgeschlagen werde.“

Jansen fragte ärgerlich:

„Was soll so ein Unsinn denn heissen? Wer hat das denn gesagt?“

„Alle in der Anstalt. Hier, der Aufseher auch und der Direktor auch.“

Mit gütigem Tonfall sagte Jansen:

„Wenn sie das gesagt haben, so haben sie alle nicht die Wahrheit gesagt. Ich bin der Kapitän, und hier ist unser erster Steuermann. Sehen wir so aus, als ob wir Menschen zu Tode prügeln? Den Donner noch mal, das ist unrecht! Du bist schon ein erwachsener Junge! Tust Deine Arbeit, wie alle andern, und wirst auch anständig und gut behandelt. Sollst mal sehen, dass es Dir gut bei uns gefällt! Darauf kannst Du uns die Hand geben!“

Er ging auf den Jungen mit ausgestreckter Hand zu. Aber der Junge blieb still stehen, mit gesenktem Kopf und liess die Arme schlaff herunterhängen.

Mit mildem Ernst sagte Jansen jetzt:

„Du willst mir nicht mal die Hand geben? So etwas darf man nicht tun! Wo sich eine Hand uns entgegenstreckt, die es gut mit uns meint, müssen wir einschlagen.“

„Da sehen Sie, was das für ein Kerl ist,“ fiel der Aufseher schnell ein, „verstockt und dickfellig wie kein anderer!“

„Ach was,“ rief Claus, „schlag ein, mien Jung, und zeig' den —“ hier schluckte Claus heftig, „zeig' den Herren mal, dass Du ein tüchtiger Seemann wirst!“

Fritz erhob jetzt den Kopf.

„Nein, das werd' ich nicht, und darum schlag' ich auch nicht ein!“

„Was ist denn das wieder für ein Unsinn?“ fuhr Jansen ärgerlich auf.

„Das ist der Bengel, wie er so richtig von Natur aus ist,“ höhnte der Aufseher.

Jetzt geriet auch Claus in Aerger.

„Seien Sie man still und lassen Sie den Jungen reden. — Wie kannst Du denn bloss so ein' Unsinn reden?“

„Das ist kein Unsinn,“ erwiderte Fritz schluckend, „das haben sie in der Anstalt alle gesagt.“ Und als der

Junge merkte, dass ihm die Tränen in die Augen steigen wollten, kämpfte er dieses aufquellende Gefühl nieder. Und um es zu übertönen, sprach er schnell und voller Bitterkeit:

„Aus mir wird überhaupt nichts. Weil meine Mutter, die schon tot ist, mich früher in einem Bündel vor die Tür gelegt hat, wird nichts aus mir. Ich ende noch mal im Zuchthaus.“

Claus fuhr wild auf:

„Donner und Teufel! Was für ein Hallunke hat Dir das denn gesagt?“

„Das haben sie in der Anstalt immer gesagt. Und hier der Aufseher hat es ständig zu mir gesagt!“

Eine lange Pause entstand. Jansen liess sich auf der Bank nieder. Claus stapfte mit schweren Schritten in der Kajüte auf und ab. Wie aus einem Schornstein quollen die Rauchwolken stossweise aus seinem Munde. Jedesmal, wenn er an dem Aufseher vorbeikam, stutzte er und sah den Mann von oben bis unten mit kurzem Blick an. Der Aufseher selbst sah mit verlegenem Lächeln, in dem geheimer Groll blitzte, zu dem Jungen hinüber.

Jansen unterbrach endlich dieses Schweigen. Mit gütiger Stimme sprach er. Es klang, als ob der Vater zu dem Sohne spricht:

„Junge, komm mal her. Die Leute haben Dir ein grosses Unrecht getan. Wenn Deine Mutter Unglück gehabt hat, so soll man das dem Kinde nicht nachtragen. Das ist ein grosses, grosses Unrecht! Und weil sie Dir das alles gesagt haben, deshalb sollst Du es bei uns doppelt gut haben. Denn da ist es nötig, dass man Dir Vater und Mutter ersetzt.“

Und jetzt wandte er sich zu dem Aufseher, und seine Stimme nahm einen harten, befehlenden Ton an. So mochte dieser Mann wohl sprechen, wenn draussen auf See in Sturm und Not die Kraft der Menschen er-

lahmte und der Unwille schon in den müden Augen aufblitzen wollte.

„Sie können jetzt gehen. Der Junge bleibt bei uns an Bord. Halt, haben Sie seine Papiere mitgebracht?“

Schweigend holte der Aufseher einen gelben Briefumschlag aus seiner Brusttasche hervor.

„Ja, und die Ausrüstung, sagte Direktor Brodersen, sollten Sie beim Heuerbaas Wilkens auf Rechnung der Anstalt kaufen. Bis zweihundert Mark darf sie kosten, das sollte ich noch bestellen.“

Mit flüchtigem Grusse ging dann der Aufseher Bartels aus der Kajüte. Draussen hatte sich die Dunkelheit schon ganz herniedergesenkt. Er stolperte über Taue und ging an der Reeling entlang dem Steg zu. Er atmete erleichtert auf, als er die Planken der „Astarte“ hinter sich hatte. Und zwischen Ballen und Ketten, zwischen fluchenden Schauerleuten und singenden Matrosen suchte er ärgerlich den Weg zur Stadt zurück. —

In der Kajüte stand jetzt der Junge. Aus einem seltsam gemischten Gefühl von Freude, Hoffnung, Besorgnis und Geborgensein, waren dem armen, heimatlosen Bengel doch die Tränen in die Augen getreten, als der Aufseher die Türe hinter sich zugemacht hatte.

Jansen sah die einzelnen Papiere genau an, und Claus ging noch immer hin und her. Nur waren seine Schritte nicht mehr so heftig, und der Rauch der Pfeife zog in kleineren Ringen zur Lampe hin.

Jansen erhob sich jetzt.

„Ich geh jetzt an Land, Claus. Sorg Du einstweilen für den Fritz und bring' ihn vorne im Logis unter.“ Und zu dem Jungen gewandt, fuhr er fort:

„Sollst mal sehen, es wird Dir gut bei uns gefallen. Wir nehmen Dich als Kajütsjunge mit, da hast Du es in den ersten Monaten nicht so schwer. Sei freundlich und höflich zu den Matrosen, und sieh Dir heute mal erst das Logis und das Vorschiff gut an, und morgen früh

treffen wir uns wieder. Hast wohl Hunger von dem weiten Weg? Da kannst Du jetzt gleich vorne mit den andern essen. Und glaubst Du jetzt noch, dass Du hier totgeschlagen wirst?“

„Nein, nein, Herr Kapitän,“ antwortete Fritz zuversichtlich, „ich will auch immer tüchtig arbeiten.“

„Dat is mol'n Wort, mien Jung,“ sagte Claus. Und damit schob er den Jungen vor sich her aus der Tür hinaus. Sein altes Herz schlug froh. Er kam sich vor wie ein Retter, der ein Menschenleben drohender Gefahr entrissen hatte. Und draussen hielt er den Jungen am Aermel fest und sagte zu ihm:

„Junge, Junge, kannst von Glück sagen. Kapitän Jansen ist der tüchtigste Kapitän unter der Sonne. Und ein gerechter Mann. Sollst mal sehen, was Du alles lernst und was Du für ein tüchtiger Seemann werden kannst! — Un nu kumm man mit.“

Ein buntes Stimmengewirr drang ihnen entgegen, als Claus die Tür zum Logis aufmachte, das unter dem vorderen Schiffsaufbau, der Back, untergebracht war.

„Hallo! Sailors!“ rief er, „hier is noch'n Jung, de disse Reise mit sall.“

Es wurde für einen Augenblick still, und viele Blicke hefteten sich auf Fritz Bartels, der an der Tür stand und scheu in den niederen Raum sah.

„De is aber all höllschen groot!“ rief Jan Cords, der alte Zimmermann.

„Ja,“ sagte Claus, „de hett toerst Gärtner leehrt. Aber de Landluft mag he nich mehr, un da wull he mol sehn, wie et op See utsitt. Un nu wiest em man'n bäten torecht und gevt em ne Koje. Und denn gode Nachd ook!“

„Gode Nachd, Claus Heye. Gode Nachd!“

Da stand nun Fritz Bartels unter den rauchenden, essenden und schwatzenden Seeleuten. Viele sassen noch an der Back und assen, andere wuschen und

putzten sich, um an Land zu gehen. Spässe und Neckereien flogen hin und her, und die meisten schienen den Ankömmling jetzt gar nicht mehr zu beachten, der verwirrt in dieses Chaos von Rauch, Lärm und Essensduft blickte.

„Na, kumm mol ran, mien Sähn,“ rief Cords dem Jungen zu, „sett Di hier mit ran.“

Schüchtern folgte Fritz. Und ebenso schüchtern nahm er sich ein dickes Stück Schwarzbrot und ein kleines Stück Speck. Aber der Hunger, der sich bei ihm meldete, liess ihn beim Essen doch nicht säumen. Und als ihm ein anderer Junge dann noch auf Cords Befehl eine blecherne Schüssel mit warmem Kaffee brachte, da ass und trank Fritz zufrieden vor sich hin. Und hätte nicht sein enger, schwarzer Anzug und sein weisser Kragen das Bild gestört, man hätte glauben können, dass Fritz Bartels schon seit Wochen und Monden zu dieser eigenartigen Tafelrunde gehörte.

Nach und nach gab es Platz an der langen Back, die an zwei eisernen Haken von der Decke herabhing. Die Matrosen standen bald vom Tisch auf und zogen sich an. Mit derben Scherzen gingen einige fort, den Hut schief auf dem wohlfrisierten Kopf. Und es dauerte nicht lange, da war Fritz mit zwei anderen Jungen und dem Zimmermann allein im Logis.

Er wunderte sich, dass diese Leute ihm gar keine Beachtung geschenkt hatten. Sie schienen seine Anwesenheit als etwas Selbstverständliches entgegenzunehmen. Ja, einer hatte ihm eine dicke, blaue Jacke zugeworfen: „Da, kannst mol utborsten. De Kleederborst liggt da in mine Koje.“

Und Fritz hatte dann die Bürste aus der Koje geholt und hatte an der Tür die Jacke ausgebürstet. Sauber hatte er sie zurück gebracht.

Als das Logis leer war, gab es Arbeit für die Jungen. Sie mussten die „Back hochschlagen“, — den

langen Tisch von den Haken lösen und ihn an der niedern Decke befestigen. Sie mussten beim Koch heisses Wasser holen und die „Kums“, die Blechgeschirre der Matrosen, auswaschen und spülen. Sie mussten das Logis auskehren und ordnen.

Während dieser Tätigkeit, bei der den drei Jungen keine Zeit zur Unterhaltung blieb, sass Jan Cords auf einer Kleiderkiste und kommandierte. Er fühlte sich hier als Herrscher in seinem Reich. War es ihm doch erste Pflicht, den Nachwuchs heranzubilden und zu unterweisen.

Jan Cords kannte nur drei Arten von Menschen: Minschen, Kroppezeug und Weiber. Die „Minschen“ waren alle Erwachsenen, vom Matrosen aufwärts. Zu dem „Kroppezeug“ gehörten die Schiffsjungen und die Leichtmatrosen, und die „Weiber“ erwähnte Jan nur vergleichsweise, — sonst waren sie für ihn nicht auf der Erde.

Als die Arbeit getan war, wies Jan auf eine schmale Koje, die ganz vorne lag, dort, wo das Logis spitz zuläuft. Es war eine Oberkoje. In dem Raum darunter lagen Kleiderkisten und Schiffssäcke bunt durcheinander.

„Hier ist Din Bett, min Jung. Da liegt schon eine Matratze drin. Sie gehörte einen Donnerslag, der uns ausgerissen ist. War auch so'n Kerl wie Du. Lang und fahrig. Geht einfach an Land und kummt nich wieder! So'n Donnerslag! — Ne wollene Decke bring ich Dich dann auch noch!“

Und Jan verschwand vorne in einem winkligen Logisanbau, in dem seine Behausung lag. Er kam mit einer dicken, wollenen Decke bald wieder zurück und warf sie Fritz zu.

„Un nu dürft Ihr Donnersläge noch ne Piep smöken! Aber man eene! Un dann geht et tor Koje!“

Damit kletterte Jan wieder in sein Reich zurück, das mit einem Vorhang von Segelleinen von dem Logis

abgetrennt war. Man hörte, dass er seine Lampe anzündete. Und wer durch den Spalt des Vorhanges sah, der konnte bald sehen, dass Jan vor einem viereckigen kleinen Tisch sass und in einem grossen, mit vielen Bildern und Karten geschmückten Buch las. Und wer genauer hinsah, der erkannte den 5. Band eines grossen Lexikons: „Deutsches Volk bis England.“

Vor Jahren hatte sich Jan das ganze Werk gekauft, und mit unglaublichem Eifer suchte er die Materie zu bezwingen. Und wenn ihn dann die Matrosen neckten und ihn fragten: „Na, Jan, willst denn bold Di'n Examen maken?“ dann antwortete Jan mit vergnügtem Lachen je nach dem Stande seiner Studien:

„Dat hett noch'n bäten Tied. Ick bin jetzt erst bi Cornelius, und bit Zwieback un Zwickau durt dat noch'n poor Jahr!“ —

Augenblicklich war er bei den Dynamomaschinen angelangt, und die Heftigkeit und Dicke des Pfeifenrauches, der aus seinem Verschlag quoll, liess darauf schliessen, dass ihm die Bewältigung dieses heiklen Themas viel Beschwerden machte.

Die drei Jungen hatten sich bald angefreundet.

Die beiden schon an Bord Heimischen standen noch im ersten Dienstjahre. Wenn sie sich auch schon als ausgewachsene Seeleute fühlten und den älteren Fritz mit einer gewissen herablassenden Freundlichkeit in die Geheimnisse des Schiffes einweihten, so spielten sie ihm doch keinen der üblichen Streiche. Sie fürchteten vielleicht insgeheim die körperliche Ueberlegenheit des neuen Kameraden. Und als die Jungen freundlich auf ihn einredeten und ihm seine kommende Arbeit schilderten, fühlte sich Fritz bald heimisch, und ehe er es gedacht, hatte er mit leiser Stimme die Leidensgeschichte seines jungen Lebens erzählt. Und die beiden andern hatten voller Teilnahme zugehört. Dann redeten sie aber auf Fritz ein. Gerade als ob er diese Zeiten ver-

gessen sollte. Von dem schönen Beruf und den guten Aussichten für die Zukunft. Von den Wundern der Welt und von den Schönheiten der blauen Fernen. Und von der Reise sprachen sie und von Claus und Jansen. Es wäre die letzte Reise dieses Kapitäns. Er hätte viel Geld in dem Schiff und in der Reederei stecken und wollte sich nach dieser Reise ganz der Reederei widmen und an Land bleiben. Und von Marie Jansen erzählten sie. Von Jansens Tochter, die so früh schon die Mutter verloren habe und die diese letzte Reise mitmachen solle, damit sie auch mal die Welt sieht. Und sie wussten auch, dass Claus das nicht gern sah. Dann sprachen sie noch von den Eigenarten des Kochs und dem Lexikon des alten Jan. Alles, alles wussten sie.

Zuletzt wurden sie aber müde und kletterten in die Kojen.

Zuerst waren die beiden Fritz behilflich.

„Leg Dein Zeug man an Dein Kopfende, dann kannst Du es heute gleich als Kopfkissen benutzen.“

Fritz entkleidete sich schnell. Es war kalt geworden in dem Raum. Fröstelnd zog er die Woldecke über sich, und da drehte Karl, der Aelteste von den beiden, auch schon die trübe Lampe ganz aus, so dass es völlig dunkel in dem Raum wurde.

Fritz sah aber, dass in der Wand, dicht bei seinem Kopf, ein ganz kleines, rundes Fenster war. Er blickte hindurch und konnte ganz deutlich die weite Wasserfläche sehen, auf die der Mond breite silberne Streifen zeichnete. Hier und dort zog ein kleiner Fährdampfer über diese hellen Streifen. Und weit, weit draussen blitzten grosse und kleine Lichter.

Gebannt starrte er lange in dieses eigenartige, nächtliche Bild. Die beiden andern schienen schon zu schlafen, denn ihre eben noch leise geführte Unterhaltung war verstummt. Er aber wachte noch lange. Endlich schlossen sich doch die müden Augen. Und im

Traum sah Fritz Bartels grosse Urwälder. Er ging auf Jagd. Da kam ihm ein grosses, sonderbares Tier entgegen. Er sah, dass es den geschlossenen, schwarzen Anzug des Direktors Brodersen und die Gesichtszüge des Aufsehers Bartels hatte. Und gerade, als es zum Sprunge auf ihn ansetzen wollte, kam ein Riesenvogel mit regenbogenfarbigem Gefieder auf das Tier zugeflogen. Und auf diesem Vogel sass rittlings Claus Heye mit einer ungeheuren Pfeife in der Hand. Und mit dieser Pfeife erschlug Claus das wilde Tier.

Da fühlte Fritz Bartels sich wohligher geborgen.

Und wie im Traum plätscherten die dunklen Wellen an den hellen Rumpf der „Astarte“.

Lautes Lärmen und der auf See altgewohnte Ruf: „Rise, rise“ schreckten Fritz aus der Ruhe auf. Der letzte Tag war angebrochen.

Ein vielgeschäftigtes Treiben setzte gleich am frühen Morgen ein. Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Ein hastendes Hin und Her.

Als die Sonne durch den Nebel kam, rief Claus Heye Fritz aus dem Logis.

„Komm, wollen an Land und Zeug kaufen!“

Fritz, der gerade den Boden wischte, trocknete hastig seine Hände an einem Scheuertuch ab, zog die Jacke an und holte seinen Hut aus der Kojen. Dann folgte er Claus über den Steg und schritt mit ihm durch das Getöse des erwachenden Hafens.

Seine Brust weitete sich in der frischen Morgenkühle, und voller Stolz schritt er neben Claus Heye im Vollgefühl seiner Freiheit einher. Claus erklärte im Gehen die einzelnen Schiffe, an denen sie vorbeikamen. Fritz sah an den hochragenden Masten hinauf, an denen Matrosen auf und nieder kletterten.

„Muss ich da auch hinauf?“

„Natürlich! Das ist aber nicht gefährlich. Dat sitt man so ut. Alles Gewohnheit, mein Sohn, alles Gewohn-

heit. Du wirst klettern wie ne Katz, und weil Du so lange Arme hast, wirst Du's besser können, als die andern.“

Unter solchen Gesprächen waren sie beim Heuerbaas Wilkens angekommen.

Eine grosse mit Messing beschlagene Tür führte in einen geräumigen Laden. Hier schien alles vorhanden zu sein, was in der kleinen Welt des Seemanns, in seiner engen Notwendigkeit liegt.

Der alte Wilkens kam aus einer kleinen Tür, die hinter dem Ladentisch in ein Zimmer führte.

„A! Seh ich recht! Claus Heye! Donnerwetter, min Jung, Di hebb ich lang nich sehn!“

„Ja,“ antwortete Claus, „is all lang her, Du ole Judas! Anderthalv Johr! Weest woll noch, datt de letzten Büxen keene dree Groschen wert wesen sind.“

„Is mich nichts von bewusst, Claus Heye! Meine Ware ist gut und durabel.“

„So siehst Du aus“, lachte Claus, „aber trotzdem will ick Di wat afköpen. Hier —“

Der Heuerbaas fiel ein:

„Hier ist der Schiffsjunge Fritz Bartels, der mit der „Astarte“ mit einer Ausrüstung bis zum Betrage von 200 Mk. mitgeht.“

„Ja, Du Judas, Du hörst das Gras wassen! Wenn Du dat seggst, denn wart dat woll so sin!“

„Ja, ich habe gestern Abend noch Anweisung von Herrn Direktor Brodersen bekommen,“ sagte Wilkens. „Ist schon lange ein guter Kunde von mir. Und schon manche Jungens aus seiner Anstalt habe ich ausgerüstet.“

Nun liess Wilkens durch einen rothaarigen, jungen Mann all die Kleider, Decken, Stiefel, Strümpfe und Mützen auf einen Haufen legen, die notwendig waren für die erste Reise. Das Oelzeug und der Südwester fehlten ebenso wenig, wie Kamm, Bürsten und Seife.

Briefpapier und Tabak, Pfeife, Messer und Spiegel. Als alles gezählt und aufgeschrieben, verrechnet und gebucht war, wurde alles zusammen in einen festen, wasserdichten Schiffssack gesteckt, den Fritz auf den Rücken lud.

Nach kurzer Verabschiedung trottete Claus mit seinem Schutzbefohlenen wieder hinaus. Auf dem Rückweg brachte der Alte den Jungen zum Seemannsamt, wo Fritz nach längerem Warten, und nachdem Claus mit einigen Beamten verhandelt hatte, seinen Namen in ein Buch schreiben musste, das Claus dann einsteckte.

Er erklärte dem aufhorchenden Jungen, dass er erst jetzt ein richtiger Seemann sei, denn jetzt habe er „angemustert“, mit einer Heuer von 12 Mark monatlich, und ein „Seefahrtsbuch“ habe er jetzt auch.

So kamen die beiden wieder an Bord zurück. Leute kamen und gingen. Boten mit Paketen eilten herbei, und überall herrschte die hastende Unruhe, die wenige Stunden vor der Ausreise die Gemüter erregt.

Fritz bekam Befehl, sich sofort umzuziehen und dann am Steg Wache zu stehen. Mit klopfendem Herzen packte er seinen Schiffssack aus und suchte seine neue Kleidung hervor. Er besah prüfend Stück für Stück und zog es dann an. In kurzer Zeit war er fertig und ging an Deck. Ein Gefühl freudigen Stolzes überkam ihn. Er wuchs aus sich selbst heraus und war stattlich anzusehen. Jan kam an ihm vorbei:

„Nu kiek mol an! De Kerl sitt ut wie'n Minsch!“

Wer Jan kannte, wusste, dass das ein hohes Lob bedeutete.

Dann kam Claus auf Fritz zu. Er gab ihm Befehl, auf die Leute zu achten, die kommen und gehen, und freundlich Auskunft zu erteilen, wenn jemand fragen sollte. „Und wenn Du dann selber nichts weisst, dann musst Du mich rufen!“

Kaum hatte Claus gesprochen, als oben am Kai ein Wagen vorfuhr. Eine ältere, einfache Frau und ein

blühendes Mädchen von etwa sechzehn Jahren stiegen aus. Claus sah die beiden und schickte Fritz den Steg hinauf:

„Schnell, Fritz, sei den Damen behilflich. Trag die Körbe und Schachteln herunter!“

Mit freundlichem Grüßen winkten die Damen Claus zu und Fritz, der schnell den Steg hinauf geeilt war, wurde ebenfalls begrüßt. Mit einer Herzlichkeit, die ihm wohlthat. Er hatte dabei das Gefühl, dass er als vollwertiges Mitglied der Mannschaft angesehen wurde!

Ja, das musste wohl Marie Jansen sein. Die beiden andern hatten es ihm doch gestern Abend erzählt, dass das Mädchen die Reise mitmachen würde.

Und er hatte recht.

Marie Jansen stürmte den Steg hinunter auf Claus zu, so dass Tante Aleide nicht zu folgen vermochte.

„Hallo!“ rief Claus, der sie mit ausgebreiteten Armen auffing und in Empfang nahm, „nu helpt dat all nix! Nu bist Du einmal hier, und da muss man Dich auch willkommen heissen.“

„Ja,“ entgegnete das Mädchen lachend, „es ist besser, wenn wir Frieden von vornherein schliessen.“

„Top,“ sagte Claus, „Frieden up ewig!“

Und mit kräftigem Druck schüttelte er ihre zarte Hand, so dass sie sie ihm mit einem scherzhaften Aufschrei entzog.

Dann kam auch Tante Aleide und hinter ihr drein Fritz mit den Koffern und Schachteln, und alle gingen nach dem Achterdeck, wo Marie in einer kleinen Kajüte neben Vaters Zimmer untergebracht werden sollte.

Alles war neu, sauber und blitzblank. Ein scharfer Geruch nach Oelfarbe liess Tante Aleide sofort das Bulleye öffnen.

„Das geht doch nicht! Der scharfe Geruch setzt sich doch in Kleidern und Wäsche fest!“

Dann fing Tante Aleide an, umständlich die Schränke

und Schubladen zu untersuchen. Sie fand keine Ratten und Kakerlaken, wie sie wohl in ihrer allzu grossen Besorgnis vermutete, und befriedigt fing sie an, die Wäsche und Kleider des jungen Mädchens einzupacken.

Kurze Zeit darauf kam auch Jansen. Mit festen Schritten, ein paar kleine Pakete unter dem Arm, kam er den Steg hinunter, an dem Fritz mittlerweile wieder Aufstellung genommen hatte. Er begrüßte den Jungen freundlich:

„Siehst Du, wie sauber Du aussiehst! Das muss Dir doch selber Spass machen!“

Fritz fand keine Antwort. Er lächelte nur verlegen und glücklich.

Claus kam auf Jansen zu.

„Na, wann geht es los, Koptein?“

„Um vier Uhr kommt der Schlepper.“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht an Bord, dass es um vier Uhr aus dem Hafen ginge.

Nach einem alten Brauch halten die Schiffer die genaue Zeit der Abfahrt so lange geheim, wie möglich. Die Alten, die diesen Brauch einführten, waren in dem Glauben, dass das Glück ihnen nicht günstig sei, wenn sie schon Tage lang vorher die Stunde der Abfahrt bekannt gaben. Und die Jungen hatten den Brauch stillschweigend übernommen und hielten aus Gewohnheit an ihm fest.

„Na, Fritz,“ rief Claus dem Jungen zu, „dann lass alles, was jetzt kommt, an Bord. Dat Afschiednehmen durt immer 'n paar Stunden.“

Es wurde Mittag. Ein paar junge Frauen und Männer, zwei alte Mütterchen und viele Kinder kamen an Bord.

Einige von ihnen brachten ein paar duftlose Herbstblumen, aber alle trugen Pakete.

Fritz musste an die Mittwoch- und Sonntag-Nachmittage in der Erziehungsanstalt denken. Nachmittags

war dann Besuchszeit, und gerade wie hier kamen dann die Menschen mit Paketen hereingeströmt.

Nur zu ihm war niemals jemand gekommen.

Die letzten Stunden vergingen und der Schlepper kam.

Das alte Bild des Scheidens und Meidens, die Stunde wehmütigen Abschieds rauschte zum ersten Mal an Fritz vorüber.

Das Schiff legte vom Kai los. Tante Aleide stand in einer grossen Schar von Menschen an der Hafenummauer und winkte und winkte. Jansen fand fast keine Zeit zum Gegengruss. Aber Marie stand auf dem Achterdeck und schwenkte mit langsamen, grossen Bewegungen ein weisses Tuch mit blauen Kanten hin und her.

Auch Claus war vielbeschäftigt. Der Dampfer hatte die Trossen festgemacht und schon angezogen. Die Matrosen hatten viel Arbeit und von Zeit zu Zeit stahl sich einer nach dem andern von dem Posten zur Reeling, um noch einmal hinüberzuwinken.

„Bliew gesund, Vadder!“

„Kumm lebendig wedder, Krischan!“

„Schriew mi immer, min Jung, von jeden Haben!“

„Grüss Stine von mi“

Grösser und grösser wurde die Entfernung. Aus dem Schornstein des Schleppers quollen dicke Rauchwolken. Sie legten sich schwer auf das Deck der „Astarte“.

Claus schimpfte:

„De Swinegels! Dat schöne, blanke Schipp! Mutt de Kerl denn gerode jetzt sin dreckiget Füer opsmiten!“ . . .

Das Gewirr des Hafens lag bald hinter der „Astarte“.

Der breit und wuchtig fliessende Strom hatte sie aufgenommen. Von den Menschen am Kai war nichts mehr zu sehen. Weiter und weiter ging es hinter dem

Schlepper her den Strom hinunter. Dem grossen freien Meere zu.

Erst nach dreistündiger Fahrt, als es schon ganz dunkel geworden war, wurden laute Rufe zwischen dem Schlepper und der „Astarte“ gewechselt. Die Trossen wurden losgeworfen. Auf der „Astarte“ gingen die Segel hoch.

Ein letztes schrilles Pfeifen des Schleppers als Abschiedsgruss, und die „Astarte“ zog, losgelöst vom Mutterland, neuen Fernen und neuen Zielen zu.

Alles hatte sich so traumhaft schnell abgespielt, dass Fritz in einem eigenartigen Taumel sehnsuchtsvoller Gedanken das Schauspiel genoss.

Er stand an der Reeling und sah verloren in die Dunkelheit. Ueberall blitzten Lichter auf, und fern, ganz fern hinter ihnen, lag es wie eine endlose Perlenkette blinkender, feuriger Punkte.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Fritz sah sich erschrocken um. Jan stand vor ihm.

„So, min Jung, jetzt sind wi glücks op See, und dem givt dat Arbeit for Di. Toerst go man in't Logis. Klock acht fangt de Wache an. De möt toerst wat to äten hebben.“

Fritz ging in das Logis, wo er gleich Beschäftigung fand.

Die Wachen waren eingeteilt, und die schrille Pfeife des Bootsmanns kündete, dass draussen schon eine Wachmannschaft an der Arbeit war.

Mit frohem, stürmisch bewegtem Herzen gedachte Fritz der kommenden Tage. Ein stilles Glück malte sich auf seinen Zügen. Die frische, salzige Seeluft blies bis in das Logis. Und das stand bei ihm fest:

Kapitän Jansen und Claus Heye sollten mit ihm zufrieden sein. — — —

Aus den Tagen wurden Wochen, und aus den Wochen wurden Monate.

Mit günstigem Winde segelte die „Astarte“ an der afrikanischen Westküste hinunter. Kapstadt sollte das erste Ziel der Reise sein.

Fritz lebte sich mit der freudigen Anpassungsfähigkeit der Jugend schnell an Bord ein. Er folgte willig den Anweisungen und war bald heimisch an Bord. Das Achterdeck war sein Revier. Hier scheuerte und putzte er den ganzen Tag. Mit Feuereifer bediente er den Kapitän, Marie und Claus bei Tisch. Diese drei nahmen ihre Mahlzeiten in der grossen Kajüte ein, und bei schönem Wetter ass man auf dem Achterdeck. Da gab es für Fritz genug zu besorgen und aufzuräumen. Aber glücklich war er, wenn Marie Jansen ihm half. Und das tat sie oft. Sie brachte die Tage, die ihr bei windstillem oder schlechtem Wetter oft endlos lang erschienen, mit Handarbeiten und Lesen hin. Sie war dann froh, wenn die Essenszeit kam, in der sie dann ihre schlummernden Hausfrauentalente betätigen konnte. Auch in der Küche versuchte sie zur grossen Freude des alten Claus oft ihre Kunst. Aber der Koch konnte sich mit den „neumodischen Ansichten“ und den „unmöglichen Menüs“ so recht nicht befreunden.

Abends liess es sich Jansen nicht nehmen, seiner Tochter aus Büchern vorzulesen. Claus sass dann still dabei, rauchte seine Pfeife und hörte zu. Schiller war der erklärte Liebling des alten Claus. Da konnte er stundenlang lauschen. Nur bei den „neumodschen Döntjes“, bei den Romanen, in denen die „Weibsleute immer die Hauptrolle spielen mussten“, da nickte er manchmal still ein.

Fritz, den Jansen bald liebgewonnen hatte, durfte abends auch in der Kajüte bleiben und zuhören. Jansen las auch aus interessanten nautischen Büchern vor. Er liess manches persönliche Erlebnis und manche Belehrung einfliessen, und so führte er das junge Mädchen in sein Reich, in das Meer und seine Wunder ein. Und atemlos

lauschte Fritz, der dann nahe an der Tür sass, den Worten des Mannes, den er im stillen so hoch verehrte.

In Logis sah man fast mit Neid, dass der „Neuling“ bevorzugt wurde.

„Claus hett'n Narren an den Bengel fräten.“ —

„De Ole will sick woll'n Swiegersöhn heranbilden.“

Und der Junge hatte, wenn er abends dann sein Logis aufsuchte, viel zu leiden. Aber er trug alles mit bescheidener Geduld. Er wusste, dass ihn der grauende Tag mit seinen schönen Stunden hinreichend wieder entschädigen würde. — —

Die „Astarte“ lief Kapstadt an, und mit all den Wonnenschauern eines jungen Herzens betrat Fritz zum ersten Male den Boden einer fremden Erde.

Claus hatte ihn mit an Land genommen.

Der Alte hatte verschiedene Einkäufe für das Schiff zu machen, und er sah, dass der Junge mit dankbar leuchtenden Augen neben ihm her ging.

In den kurzen Wochen hatte sich Fritz erstaunlich entwickelt. Seine schlanken, jungen Glieder waren sehnig geworden. Sein frisches, hübsches Gesicht strahlte in freier Freude. An Bord hatte er erst gelernt, was leben heisst. Hier kannte er keine grauen Schatten und keine Furcht mehr. Und er selbst fühlte sich als nützlicher Mensch!

Am zweiten Tage bekam er in Kapstadt ein Goldstück ausbezahlt. Das war nur ein Teil seines Verdienstes, der ihm bis zur Heimkehr von Jansen aufbewahrt wurde. Er bekam von Jansen Urlaub, nach Tisch bis sechs Uhr an Land zu gehen.

Er war so glücklich, dass sich seine Augen umflorten, als er von Bord ging. Unterwegs wechselte er dann sein Geld ein und kaufte allerhand notwendige Kleinigkeiten. Zuletzt ging er in einen Blumenladen in der unteren Buitengrachtstrasse und kaufte für drei Schilling Blumen.

Grosse, fremdländische Blumen waren darunter, die er noch nie gesehen hatte. Um fünf Uhr ging er wieder an Bord.

Als er über den Steg kam, riefen ihm die Matrosen lachend zu:

„Na, willst all Din'n Antrag moken?“

Er errötete und ging schnell in die Kajüte. Jansen war mit Marie an Land gegangen, und Claus war bei der Ladung beschäftigt.

Er war froh. So konnte er ungesehen die Blumen ordnen und verteilen. Der Tisch wurde gedeckt und mit Blumen geschmückt. Und dann nahm er Blumen, die in einem eigenartigen Blau leuchteten, band sie zusammen und stellte sie in Mariens Zimmer in ein Glas. Zwei langstielige, sonderbar geformte Blumen trug er über Deck, stellte sie in eine leere Konservenbüchse und schmückte damit den viereckigen, kleinen Tisch in Jans Verschlag.

Um sieben Uhr kamen Jansen, Marie und Claus zum Abendbrot.

Jansen war überrascht, als er die bunte Blumenpracht sah.

„Was ist denn los? Wer hat denn das gemacht?“

Fritz errötete:

„Die hab ich von Land mitgebracht, für Sie“

„Aber das ist doch Unsinn,“ sagte Jansen mit leichtem Vorwurf, „das ist doch nicht nötig! Du musst Dein Geld nützlicher anwenden!“

Marie war in ihr Zimmer gegangen.

Sie kam wieder heraus und sagte aber nichts. Sie sah zu Fritz hin mit einem kurzen, freundlichen Blick. Und Fritz war wie in einem Traumland. Schön und neu. Und zum ersten Mal, seit er auf der „Astarte“ war, vergoss er den heissen Tee und auch gerade noch so ungeschickt, dass Claus Heyes Hosen ihr redliches Teil bekamen.

„Man soll de Jungens nich an Land laten! Se ward in Kopp verdreht un sind naher nich mehr to gebruken.“

Aber Claus lachte, und alles war wieder gut. — —

Der Traum in der schönen Ferne schwand schnell, und bald segelte die „Astarte“ wieder neuen Zielen zu.

Die Kerguelen-Inseln wurden gesichtet. Aber unermüdlich weiter ging es nach dem fernen, unbekanntem Osten. Sydney war die nächste Station. Dort sollte wieder Rast gemacht werden.

Wie ein weisser, grosser Vogel flog das schöne Schiff durch die langen, grünen Wellen des indischen Ozeans. Ein günstiger Monsun kam der „Astarte“ trefflich zu statten, und in wenigen Wochen grüsste der Hornby-Leuchtturm, der die Einfahrt zu dem wunderbaren Hafen Sydneys krönt, die deutschen Flaggen der „Astarte“, die lustig vom Heck im Morgenwinde flatterten. Nach siebenmonatiger, glücklicher Fahrt, nach schnell vergangenen schönen Tagen, war man in dem schönsten Hafen der Welt angekommen.

Vier Wochen waren für den Aufenthalt vorgesehen. Die Ladung sollte zum Teil gelöscht und dann wieder ergänzt werden.

Für Fritz war eine Zeit des tiefsten Glückes gekommen. Er hatte das Vertrauen Jansens erworben. Ja, noch mehr. Jansen und Claus hingen mit väterlicher Liebe an dem Jungen, der sich unter ihrer Führung so ganz anders entwickelt hatte, als es der Direktor Brodersen damals vorausgesagt hatte.

„Jansen,“ sagte Claus eines Abends, „wenn wir nach Hause zurückkommen, dann zieh ich mein bestes Zeug an und geh mit Fritz zu Direktor Brodersen. Und dann sag ich ihm: Hier ist der Junge, Herr Direktor, aus dem Sie nichts machen konnten. Es ist ein feiner und ordentlicher Junge geworden und Sie sollen sehen: Der wird noch mal was im Leben!“

Sie sprachen oft über ihren Schützling, und Marie

hatte auf diese Weise die Leidensgeschichte des Jungen erfahren. Sie nahm seit langem innigen Anteil an seinem Werden. Mit unbefangener Freundschaft hatte sie ihn zuerst behandelt. Aber ein festes, starkes Gefühl hatte sie ihm näher gebracht. Es war das Gefühl, das eine Schwester für den Bruder empfindet, der gute Fortschritte im Leben macht und auf den sie stolz sein kann.

Auch in Fritz lebte dieses Gefühl. Aber gewaltiger und verwirrter, als in dem jungen, weltfremden Mädchen. Oft, wenn sie ihm die Hand gab, errötete er. Sie freute sich dann seiner Befangenheit und neckte ihn damit. Er aber blickte zu ihr auf, wie zu einer Prinzessin aus dem Märchenlande.

Und ein Sonntag kam, so schön, wie ihn Fritz noch nie gesehen hatte. Ein goldig klarer Julitag.

Claus hatte Marie versprochen, in dem kleinen Boot der „Astarte“ nach Woolomoloo, einem entzückenden Ausflugsort im Osten von Sydney, zu segeln. Und Fritz durfte mitfahren, da Claus ihm Anweisungen zum Segeln geben wollte.

Gleich nach Tisch fuhren die drei über den glitzernen Hafen. Claus sass am Steuer, und eine leichte, erfrischende Brise trieb das schmale Boot mit sanftem Wiegen durch die Wellen.

„Was, Mariechen! Das is eine Fahrt! Was! Ja, min Deern, so was gibts nicht alle Tage,“ rief Claus dem Mädchen zu, das traumverloren in dem Boot sass und eine Hand in das spielende Wasser hielt.

Sie hatte ein kleines, rotes Hütchen auf dem blondschimmernden Haar. Ein einfaches, schneeweisses Kleid umspannte ihre schlanken Glieder, und im Gürtel trug sie zwei grosse, mohnartige Blumen.

Fritz sass still und starrte bald das schöne Mädchen an und dann wieder die waldreichen Höhen am Ufer, über denen ein zitternder, blauer Duft lag.

Auf einmal lachte Claus:

„Fritz! Mok den Mund to! De roden un blauen Smedderlinge, de hier äberall sind, fleegt Di sonst noch rin!“

Fritz fuhr errötend auf, und die beiden jungen Menschen lachten und freuten sich der guten Laune des Alten.

Viel zu schnell kam das kleine Schiff an blinkenden Ferrybooten vorbei an den Strand. Claus schloss das Boot an einer Kette fest und die drei gingen an Gruppen lärmender und singender Menschen vorbei an das Land hinauf. Man liess Gartenlokale mit geräuschvoller Musik liegen und schritt weiter nach Potts Point. Hier, in einem üppigen Garten, wurde Rast gemacht.

Claus labte sich an dem Kaffee.

„Kinnerns, das is mein grösstes Vergnügen an Land, mal ne ordentliche Tasse Kaffee zu trinken. An Bord ist das ja schrecklich! Aber sagt bloss dem Koch nicht, was ich gesagt habe. Der kocht sonst aus Rache nur Sägespäne.“

Er steckte sich dann noch eine Pfeife an, und sein Glück war vollkommen.

Weiter drüben, über der Elisabeth-Bay, grüsste aus den Wäldern ein hoher Aussichtsturm. Steil strebte er auf. Marie sah ihn zuerst.

„Sieh, Claus, nach dem Kaffee wollen wir mal da hinauf. Es muss ja herrlich sein da oben.“

„Nicht für ganz Australien, min Deern. Ich hab in meinem Leben schon so viel geklettert, dass ich mich freu, hier mal auf festem Boden bei 'ner guten Tasse Kaffee sitzen bleiben zu können.“

„Ach, Claus, geh doch mit. Es dauert doch höchstens eine halbe Stunde. Und denk doch an die Aussicht da oben!“

„Nee, mein Deern, ich bleib lieber unten und halt Einsicht. Aber geht Ihr beiden doch mal hinauf. Ich warte die Stunde hier, da seid Ihr doch wieder da.“

Marie sprang gleich auf:

„Du hast Recht, Claus, das geht ja auch. Aber da wollen wir uns gleich auf den Weg machen, damit es nicht zu spät wird.“

Marie brach auf, und Fritz folgte ihr. Stumm und gedankenvoll. So viel des Glückes hatte er nicht erwartet.

Und als die beiden jungen Menschen im goldigen Schein der leuchtenden Sonne schon lange auf der Mitte des Weges waren und die letzten Höhen hinangestiegen, da fand Fritz noch immer kein Wort. Lautlos ging er neben Marie her. Wie im Traum. Er mochte wohl besorgt sein, dass dieses Glück plötzlich wieder verschwinden könnte.

So kamen sie oben an.

Ueber den Bäumen und Blumen wehte ein frischer Wind. Wie Harfenklang und Glockensummen quoll es von den Hügeln zu den beiden her, die einsam und weltvergessen dort oben standen und in dieses Bild von überirdischem Reiz blickten. Und da gewahrte Marie, dass der grosse, starke Junge, der bald Leichtmatrose werden sollte, aus den Augen eine Träne wischte.

„Was hast Du, Fritz, was ist Dir denn?“

Fritz sah sie an, gross und seltsam, und stammelte:

„O, es ist so schön, und ich bin Ihnen so dankbar, so dankbar . . .“

Das Mädchen errötete flüchtig und wandte den Kopf weg.

Und wie in einer plötzlichen Aufwallung wandte sie sich ihm wieder zu und ergriff seine Hand:

„Komm Fritz, wir müssen gehen. Claus soll nicht so lange warten.“

Und sie gingen, und sie hielt noch immer seine Hand. Sie sahen sich nicht an und sprachen kein Wort. Der Weg ging steil bergab, und als ob sie sich stützen wollten, gegenseitig, verschlangen sich die Hände fester

und fester. Sie gingen schneller jetzt. Fritz wandte keinen Blick von ihr. Sie aber sah still vor sich nieder.

Was war das für ein Wunder! In dem Herzen des Jungen quoll und pochte es. So etwas Heiliges, Gewaltiges hatte er noch nicht erlebt. Er fühlte sich wie von einem Sturme getragen, und der heisse Wunsch stieg in ihm auf, dass dieser Weg nie ein Ende finden möge.

Aber Fritz erwachte, als Marie plötzlich seine Hand losliess.

„Wir sind gleich da.“

Das war alles, was sie sagte. Und als Fritz sie jetzt ansah, schien es ihm, als sehe sie verstört und verstimmt aus. Er wagte nicht, sie zu fragen.

So kamen sie bei Claus an, der noch immer still am Tische sass.

„Na, Kinder, das ist aber nett, dass Ihr pünktlich seid! War wohl schön da oben.“

Und nun erzählte Marie von den schönen Wundern da oben. Von dem Meer und dem Hafen, von den Bäumen und von den Blumen. Claus erzählte von andern schönen Häfen und Ländern, die er vor vierzig Jahren gesehen hatte. Und während Claus von seiner Jugend erzählte, legte sich eine stille, eigenartige Stimmung über die drei Menschen. Und in dieser Stimmung, jeder in seinen Gedanken, segelten sie an Bord zurück.

Der Wind war stärker und schon etwas kühl, und pfeilschnell schoss das schlanke Boot durch die kleinen Wellen. Es legte bald an der „Astarte“ an. Jansen war mittlerweile an Land gegangen. Claus war müde geworden auf dem „Lande“ und ging still in seine Kajüte. Auch Marie verabschiedete sich einsilbig von Fritz, der in trüben Gedanken in das Logis ging.

Die Matrosen waren fast alle an Land gegangen. Nur Jan sass hinter seinem Verschlag und studierte. Die Stille ringsumher schien Fritz erdrückend. Er steckte den Kopf durch Jans Vorhang.

„Is wat to don, Jan?“

„A, kiek mol an! Seltener Besuch! Kumm her, mien Jung. Na, segg mol, wie wer et denn an Land?“

Fritz erzählte und erzählte. Glückliche, sein Herz befreien zu können von dem Druck, der auf ihm lastete.

Er erzählte aber nicht, dass es in seiner Seele stürmte und gährte. Nicht, dass er mit Marie Hand in Hand den Berg heruntergestiegen war.

Aber Jan konnte in der Seele der Menschen lesen. Er sah den Jungen scharf an und sagte nichts. Als er aber merkte, dass eine heisse Röte in die Wangen des hübschen Jungen stieg, ging er schnell darüber hinweg und erzählte von Elisabeth, Englands grosser Königin, nach der diese Bay genannt war. Von dem Grafen Essex und von Maria Stuart, von der furchtbaren Niederlage der Armada und vom Lord Dudley.

Denn bei diesem weltgeschichtlichen Thema war er in seinem Studium unter dem Namen Elisabeth im fünften Bande seines über alles geliebten „Lexikums“ angelangt.

Die nächsten Tage mit all ihrer Arbeit, mit all ihrer Hast brachten in Fritzens Leben einen Wendepunkt. Eines Morgens sagte Jansen freundlich zu ihm:

„So, Fritz, bis hierher sind wir glücklich gekommen. Du warst immer brav und fleissig, und ich glaube, dass Du Deinen Weg schon machen wirst, wenn Du so dabei bleibst. Du musst jetzt an Deck. Hier in der Kajüte kannst Du nichts mehr lernen. Wir haben in Sydney einen neuen Jungen angemustert. Er ist der Sohn einer deutschen Familie, und er soll an Deine Stelle. Du gehst jetzt, sobald wir auf See sind, Deine regelmässige Wache und bekommst auch zwanzig Mark mehr Heuer im Monat. Du lernst den Jungen noch an, und dann mit Freude und Courage an Deck! Bleib so, wie Du bist, und wir werden Freunde sein.“

Jansen ging fort und liess Fritz verwirrt stehen.

Das kam so schnell und überraschend für ihn. Sollte er froh sein, sollte er sich grämen? Er wusste es nicht. Heiss stieg es in ihm auf. Hatte Marie am Ende dem Vater etwas gesagt? Hatte er denn irgend ein Unrecht getan?

Seine Zweifel wurden gebannt, als er in die Kajüte ging. Dort traf er Marie, die ihn freundlich begrüßte. Anders, als die Tage vorher, an denen sie es vermieden hatte, Fritz anzusehen.

„Gratuliere, Fritz,“ sagte sie frei und unbefangen, „Vater hat Dirs doch schon gesagt. Was machst Du denn für ein Gesicht? Freust Du Dich denn nicht?“

Fritz erwiderte stockend:

„Ja, nein, ich weiss nicht, ich wäre so gern hier geblieben.“

Marie lachte:

„Das glaub ich, Fritz! Ein gemütliches Leben. Aber hier kann man doch nichts mehr lernen. Und Du willst doch weiter. Musst sparen und dann auf Schule gehen. Musst das Examen machen und zuletzt kannst Du noch Kapitän werden! Hab ich nicht recht?“

„Fräulein Marie,“ erwiderte Fritz bitter und langsam, „Sie lachen mich aus. Aber ich weiss schon, was ich will. Claus hat es mir gesagt und Jan auch, dass ich noch mal Kapitän werden kann. Ja, und da will ich arbeiten und sparen, Tag und Nacht, damit ichs erreiche.“

Marie ging auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin.

„Ich wollte Dich nicht auslachen, Fritz,“ sagte sie ernst „wenn Du es erreichst, freue ich mich am meisten!“

Fritz nahm ihre Hand. Nur für einen Augenblick. Eine ganze Welt stürmte auf ihn ein. Er konnte in diesem tiefen, seligen Glücksgefühl nichts anderes tun, als diese gute Hand küssen. Er sah mit einem Blick heisser Dankbarkeit dieses Mädchen an, das wie ein Engel in sein Leben getreten war. Und dann liess er die

Hand plötzlich los und stürmte an Deck, in das neue Feld vorwärts stürmender Arbeit.

Hier konnte er aufatmen.

Er ging nach vorne auf die Back und sah in das Wasser hinunter. Dann sah er an den schlanken Masten hinauf. Viel zu niedrig erschienen sie ihm fast. Dort oben sollte das Banner seiner Arbeit wehen. Er sah die Raaen entlang! Dort wollte er beim Segelreffen gegen den Sturm und gegen das Tosen der Wellen ansingen. Und er dachte an Brodersen und an Bartels. Ja, denen wollte er es zeigen! Jetzt mochte kommen, was da wollte: Jansen und Claus, Marie und Jan sollten nicht enttäuscht werden.

Neue Tage mit neuer Arbeit kamen.

Die „Astarte“ hatte die Anker gelichtet, und vor vollen Segeln trieb sie mit westlichen Winden dem neuen Erdteil zu. An Neuseeland ging die Fahrt vorbei wie im Traum. Nur von der Ferne grüssten die bewaldeten Berge herüber, und von hier aus wurde ein gerader Kurs auf Valparaiso genommen.

In ewigem Einerlei schwanden die Tage.

Da der Wind beständig war, kam Fritz in eine glückliche Zeit hinein.

Er sah jetzt Marie Jansen nicht mehr so oft. Kaum dass er Zeit hatte, sich in der Freiwache nach dem Achterdeck zu stellen.

Er war in eine ganz andere Welt versetzt. Jetzt war Jan Cords da, den er immer aufsuchen konnte. Die Matrosen waren freundlicher zu ihm, als früher. Er lernte ihr Wesen verstehen und ihre Sorgen teilen. Und schneller verliefen ihm die Stunden als den andern.

Wenn er nachts auf Wache zog, wenn er auf dem Ausguck zu stehen hatte, dann war es für ihn immer eine wunderbare Zeit. Er spähte scharf in die Dunkelheit, sah immer auf zu den Sternbildern des Südens, die Jan ihm näher gebracht und erklärt hatte, und ein stolzes

Gefühl durchschauerte ihn. Aus dem Rauschen der Wasser und aus dem Wehen des Sturmes glaubte er die Stimme Mariens zu hören. Das schöne, glückverheissende Wort: ‚Wenn Du es erreichst, freu ich mich am meisten!‘

Immer und immer durchlebte er dann wieder die schönen Stunden, die er in ihrer Nähe zugebracht hatte. Und er träumte von hohen Pflichten. Er musste wachen und arbeiten für ein unbestimmtes, grosses Glück, das in weiter Ferne winkte.

Tag und Nacht ging es weiter.

Immer nach Osten zu in pfeilgerader Richtung. Tag und Nacht pflügte die „Astarte“ das grüne Wogenfeld, das sich unermesslich vor ihrem scharfen Bug dehnte.

Wie eilende Gedanken war das Schiff die ganze lange Zeit dahingeflogen, und nach kurzen Wochen schimmerte die Westküste Südamerikas im Abendschein zu den Männern herüber. Zu den Männern, die von seltenem Glück begünstigt wieder ein gutes Teil ihrer langen, langen Reise zurückgelegt hatten. Jansen war immer in bester Laune gewesen über den guten Verlauf dieser Fahrt, die seine letzte sein sollte. Ein grosser Gewinn war es für ihn, dass die „Astarte“ immer frei von widrigen Winden und Schicksalsschlägen so schnell und sicher ihren Weg gefunden hatte.

Valparaiso wurde angelaufen.

In angestrenzter Arbeit wurden in einer Woche die australischen Felle ausgeladen und Weizen und Kupfer dafür wieder übernommen. Man wollte so bald wie möglich nach Montevideo. Das war das Hauptziel der Reise. Dort sollte die „Astarte“ gedockt und wenn es nötig, ausgebessert werden. Aber das Schiff hatte sich gut gehalten. Es war dicht geblieben und hatte schnelle Fahrt gemacht.

Es mussten sich an seinem Boden noch nicht allzu viel Muscheln und Gewächse angesetzt haben, die sonst

zu tausenden an den Schiffsböden schmarotzen und die Fahrt von Woche zu Woche mehr verlangsamten und hindern.

Für die Mannschaft gab es daher Tag und Nacht keine Ruhe. Jansen spornte die Leute mit gutem Beispiel an. Und sie wussten, dass eine reiche Belohnung am Ende der Reise auf sie wartete. Dafür kannten sie Kapitän Jansen! —

Wieder ging die „Astarte“ in See.

Eine stürmische Fahrt nach Süden folgte. Bei Kap Horn konnte Fritz seine Feuerprobe bestehen. Sturm und Unwetter wechselten mit windstillen und regnerischen Tagen ab, und selten gab es Stunden der Ruhe für die Mannschaft.

Und eines Nachts, auf Wache, fühlte Fritz eine furchtbare Müdigkeit in allen Gliedern.

Ganz plötzlich kam dieses Gefühl über ihn.

Er harrte mit Aufbietung aller Kräfte aus, bis er abgelöst wurde. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er sich schliesslich auf Anraten des alten Jan dazu entschloss, Claus aufzusuchen. Claus war der vielerprobte „Medizinmann“ der „Astarte“. Er verwaltete die kleine Schiffsapotheke und galt im Logis als Arzt von reichen Gaben und Spezialist für alle Krankheiten und Gebrechen.

Teilnahmsvoll sah er Fritz an.

„Siehst sehr schlecht aus, mein Sohn. Wird wohl 'ne ganz starke Erkältung sein. Kein Wunder bei so einem Hundewetter. Hast Du denn Fieber?“

Fritz wusste es nicht. Noch nie hatte der junge, gesunde Körper unter Krankheiten zu leiden gehabt. Er legte sich auf den Rat des erfahrenen Claus in die Koje, nachdem Claus selbst in der Kombüse einen starken Grog für den Kranken gebraut hatte.

Aber die Kräfte verliessen den Jungen mehr und

mehr, und am nächsten Tage war sein Zustand schon ernst und besorgniserregend.

Man rechnete aus, dass man in fünf Tagen in Montevideo sein könnte, wenn der Wind günstig blieb.

So lange hoffte man, den Kranken pflegen und halten zu können. Vielleicht begegnete man unterwegs auch einem Dampfer, der einen Arzt an Bord hatte.

Die Tage schwanden in einer trüben Ungewissheit. In hingebender Pflege behandelte man jetzt Fritz, der in einer hellen, luftigen Koje an der Steuerbordseite der Back untergebracht war.

Mit den Tagen, die für Marie und die Mannschaft unendlich langsam dahinschwanden, schwand auch die Hoffnung auf Besserung.

In wirren Fieberträumen lag der Kranke. Alles sprach an Bord nur von ihm. Nur er stand im Mittelpunkt alles Denkens, und mit banger Sorgfalt wachte einer um den andern bei dem Kameraden.

Aber dennoch wurde die Reede von Montevideo erreicht.

Als die Stadt in Sicht kam, stieg auf der „Astarte“ das Signal hoch, dass ein Arzt notwendig sei.

Es dauerte nicht lange, da legte schon ein kleiner, pfeilschneller Lotsendampfer neben der „Astarte“ an, und ein Arzt stieg an der schwankenden Jakobsleiter empor an Deck. Er wurde zu dem Kranken geführt und stellte nach kurzer Untersuchung fest, dass Fritz an Typhus schwer erkrankt und dass eine sofortige Ueberführung des Kranken in ein Lazarett an Land notwendig sei.

Das alles vollzog sich mit grosser Schnelligkeit. Er gab den Befehl, das Schiff und besonders den Raum, in dem Fritz gelegen hatte, zu desinfizieren. Er liess Jansen und den besorgten Matrosen wenig Hoffnung für den Kranken, der jetzt vorsichtig auf einer Bahre an Tauen auf den Dampfer hinabgelassen wurde.

Die „Astarte“ wurde unter Quarantäne gelegt.

Der Dampfer fuhr mit dem Kranken ab und liess die Mannschaft in Aufregung und Besorgnis zurück. Auf dem Achterdeck stand Marie und sah dem kleinen, davoneilenden Schiff so lange nach, bis es den Blicken entschwunden war. Sie fühlte Tränen in den Augen und ging schnell in ihr Zimmer.

Nach einer Stunde kam ein grösserer Regierungsdampfer. Er führte die blauweisse Flagge Uruguays mit der goldenen Sonne im Felde. Verschiedene Beamte und ein Arzt kamen an Bord. Die gesamte Mannschaft wurde untersucht. Das Hospital und das Vorschiff wurden in mehrstündiger, gründlicher Arbeit desinfiziert. Die Quarantäne wurde vorläufig auf zwei Tage festgesetzt. Alles hatte sich schnell und geschäftsmässig vollzogen.

Als der Dampfer dann von der „Astarte“ wieder abfuhr, blieb die Mannschaft in einer gedrückten und traurigen Stimmung zurück.

Drüben lag das Land, nach dem sich alle in harter, monatelanger Arbeit gesehnt hatten. Dort lag jetzt ihr Kamerad über dessen Schicksal sie zwei Tage im Ungewissen blieben.

Und trübe und schwer senkte sich die Nacht hernieder. . . .

Das Hospital de Caridad, ein mächtiger Bau mit vielen Nebengebäuden, die eine kleine Stadt für sich bilden, nahm den Kranken auf. An der Hand eines Schiffsausweises, den Jansen dem Arzt auf dessen Verlangen mitgegeben hatte, wurden die Personalien des jungen Deutschen aufgenommen. Fritz war bei Besinnung. Er verstand aber nicht die Sprache der Aerzte, die sich jetzt um ihn bemühten und ihn untersuchten.

Es kamen zwei Wärter und hoben den Kranken auf eine Fahrbahre. Durch lange Gänge ging es und dann eine schräge Ebene hinab ins Freie. Fritz fühlte eine

lähmende Müdigkeit, und alles um ihn her geschah wie im Traum. Er fühlte, dass sich der Wagen in der frischen Luft auf einem glatten Wege weiterbewegte. Es musste wohl Asphalt sein. Und nach kurzen Minuten wurde der Wagen sacht gehoben. Man musste jetzt wieder in einem überdachten Raum sein.

Als ihn die Wärter dann von der Bahre nahmen und seinen fiebernden Körper sacht in ein kühles Bett legten, verliess ihn die Besinnung.

Die Wärter fuhren den Wagen wieder hinaus und übergaben an der Türe der Oberschwester die kleine Krankentafel und die Aufnahmebestätigung des jungen Deutschen.

Die Oberschwester blickte sinnend auf die Tafel und dann hinüber nach dem Kranken, der mit glutheissem Kopf und halbgeöffneten Lippen in den weissen Kissen lag. Sie ging auf den Kranken mit leisen Schritten zu und legte ein Thermometer unter den magern Arm, der schlaff und wesenlos auf die Brust zurückfiel.

Seit einem halben Jahr leitete Schwester Elisabeth diese Typhusbaracke. Es war der achte Deutsche, der achte Mensch aus ihrem eigenen Vaterlande, den sie jetzt eingeliefert hatten. Nur einer war bisher wieder geheilt aus dieser halbdunklen Halle des Leidens hinausgegangen. Den andern sieben hatte sie nachdenklich die starren Augen zgedrückt. Sie setzte sich neben das Bett des jungen Menschen und konnte die Augen von ihm nicht wenden.

Es waren schöne Augen. Sie hatten das sanfte Blau des deutschen Meeres. Eine üppige blonde Haarfülle lag auf ihrem blassen Gesicht. Und die weisse Haube krönte wie ein Diadem diesen blonden Kranz. Die langen, schmalen Hände hatte sie über ihrem schwarzen Gewand gefaltet. Es waren Hände, blass und mit blauen Adern durchzogen. Hände, die dazu geschaffen waren, sich kühl auf eine heisse Stirn zu legen.

Schwester Elisabeth stand leise auf. Sie ging und holte ein weisses Tuch. Mit diesem fuhr sie dem Kranken über die Stirn. Dann nahm sie das Thermometer und stand auf. Sie hielt es in der Mitte des Saales hoch in den milchigen Schein der elektrischen Birne. Aus ihren Zügen sprach Besorgnis. Sie ging schnell fort und sandte den Wärter in das Hauptgebäude zu dem Arzt des Dienstes. Und in wenigen Minuten war er da. Eine schnelle Untersuchung fand statt. Ja, die Schwester hatte Recht: Es war die höchste Zeit.

Nun wurde unter den Anordnungen des Arztes von zwei Wärtern eine Wanne mit kaltem Wasser hereingewalzt. Die Räder des kleinen Wagens knarrten kreischend, so dass der Arzt unwillig zu der Schwester hinübersah.

„Ich habe heute Morgen noch Anweisung gegeben, die Räder zu ölen,“ sprach sie in fließendem Spanisch. Der Arzt schien ihren Einwand nicht zu hören.

Er gab den Befehl, den Kranken behutsam aus dem Bett zu nehmen und ihn in das Wasser zu legen.

„Ziehen Sie doch zuerst das Hemd aus,“ befahl er den Wärtern.

Mit geübter Hand zogen diese das praktisch geschlitzte, leinene Anstaltshemd von dem magern Körper, der über und über mit kleinen, blassroten Flecken bedeckt war.

Sie hoben den Kranken jetzt in das kalte Wasser.

Wie ein schlagendes Zucken lief es durch diesen Körper.

„So, jetzt heraus“. . . .

Und nach einer Pause:

„Jetzt wieder hinein.“

Der Arzt nahm eine Hand des Kranken aus dem Wasser und fühlte den Puls. Es vergingen Sekunden in dieser lautlosen Stille.

„Heraus“ sagte er plötzlich. „Und tüchtig abgerieben! Wir haben wahrscheinlich Glück gehabt.“

Er blieb noch längere Zeit am Bett, prüfte den Puls und hörte am Herzen. Dann gab er der Schwester die Anweisung, den Puls immer gut zu kontrollieren und dem Kranken von Zeit zu Zeit ein Glas Wein zu geben.

„Damit werden wir ihn wohl durchbekommen, und morgen früh können wir ja mal sehen, wie es steht.“

Er ging mit den Wärtern hinaus und liess die Schwester allein zurück. Diese ging jetzt zu einem Medizinschrank und holte ein Glas Wein.

Sie kam leise zurück, hob den Kopf des Jungen hoch und goss langsam die kühle Flüssigkeit über die heissen Lippen.

Fritz schlug jetzt die matten Augen auf und sah müde und wirr auf das freundliche Gesicht, das sich zu ihm herabbeugte. Er trank in unregelmässigen Zügen. Dann legte sie behutsam seinen Kopf zurück und fuhr ihm mit dem Tuch wieder über das Gesicht. Fritz schlug die Augen wieder auf. . . .

„Marie“, hauchte er leise.

Ein mildes, verstehendes Lächeln glitt über die Züge der Schwester. Sie legte lind die Hand auf seine Augen. Einen kurzen Augenblick nur.

Dann ging sie fort.

Sie ging in den anstossenden, grösseren Saal, in dem zehn Kranke den unruhigen Schlaf der Fiebernden schliefen. . .

Fritz Bartels war in treuer Hut.

Seit zwölf Jahren waltete Schwester Elisabeth ihres schweren, schweren Amtes. Auf allen Stationen des Caridad-Hospitals hatte sie sich bewährt. Ihr ganzes Leben war Arbeit und wieder Arbeit gewesen.

Es zog in trüben Bildern an ihr jetzt vorüber, als sie wieder leise in das Zimmer getreten war, in dem Fritz allein als Schwerkranker untergebracht war; als sie in

einem Sessel dem Kranken gegenüber so Platz genommen hatte, dass sie ihn beobachten konnte.

Und sie sah ihn lange, lange und in ernstesten Gedanken an.

Seine Jugend hatte er in der Stadt verbracht, in der auch sie einst froh und jung war. Da stand es ja auf der Krankentafel.

Still war es, totenstill in dem Zimmer. Nur das unregelmässige Atmen des Kranken war zu hören. Das niedere Fenster, das hinter dem Sessel auf den Garten führte, war halb geöffnet.

Ein kühler Wind wehte in den Raum.

Der kühle Nachtwind des Südens.

Seit zwölf langen Jahren atmete sie diese Luft. Und sie würde sie auch weiter atmen bis an ihres Lebens Ende. Sie erwartete nichts mehr vom Leben. Wo waren die, die ihr einst nahe standen? Sie wusste es nicht. Wie weit, wie weit lagen die Tage in Deutschland hinter ihr!

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, und mit einer plötzlichen Bewegung stand sie auf, sah noch einmal auf den Kranken und ging dann aus dem Zimmer in den Hauptsaal. Als wollte sie durch Arbeit die Gedanken bannen, als wollte sie sich selbst betäuben . . .

Sie schritt leise von Bett zu Bett. Hier legte sie einem Kranken die Kissen zurecht, dort flösste sie einem Fiebernden einen kühlen Trank ein. Wie ein helfender Engel schwebte sie an den Betten der Kranken vorbei, und wo sie erschien, nahmen die fiebergänzenden Augen einen freudigen Schimmer an. Und es schien diesen armen, aus allen Weltteilen zusammengewürfelten Menschen, als ob alles nun gut und schön wäre.

Die Nacht zog langsam vorbei und der Morgen kam.

Jetzt wurde Schwester Elisabeth abgelöst, und sie konnte sich kurze Stunden der Ruhe gönnen. Sie ging

in ihr kleines Zimmer, das im Hauptgebäude lag. Sie war müde und matt, als sie dort ankam.

Eine unsägliche Traurigkeit war über sie gekommen. Ihr ganzes Leben, vergangene Tage und künftige Arbeit, drängte auf sie ein in dunklen Bildern. Sie dachte an ihr kurzes, damals so teuer erkaufte Glück. Und nach langen, langen Jahren fand sie zum ersten Male wieder Tränen. Ja, sie weinte. Sie wusste nicht, wie ihr war. Nur konnte sie die Flut der Tränen nicht dämmen, die so lange aus ihren Augen brach, bis der Schlaf seine milden Flügel über sie breitete. —

Draussen ging das Leben seinen alten Gang. Kranke kamen und gingen. Andere wurden gebracht. Viele nahmen freudig ihre alten Kleider in Empfang und verliessen mit neuen Hoffnungen das Gebäude, in dem sie Schmerzen gelitten und Linderung empfangen hatten. Andere sprachen mit brechenden Augen die letzten, heissen Wünsche ihres Lebens, und andere wieder blinzelten nach ruhiger Nacht wohligh in die leuchtende Morgensonne.

Fritz hatte die ganze Nacht ruhig geschlafen. Er fühlte sich kräftiger und freier, als er gegen Morgen erwachte. Er erkannte den Ort, wo er lag, und sah auf die Aerzte, die sich um ihn bemühten. Aber ihre Sprache verstand er nicht. Man flösste ihm einen bitter schmeckenden Trank ein, und bald verfiel er wieder in einen tiefen Schlaf. So verging der Tag, und verwundert schaute Fritz in das brennende Licht, als er gegen Abend erwachte.

Schwester Elisabeth war wieder an seinem Lager, und als ob er dieses Gesicht schon lange kannte, lächelte er ihr matt und freundlich zu. Es klang ihm wie ein Traum aus wunderbarer Ferne, als die Schwester ihn in der Sprache seiner Heimat anredete und freundliche Fragen an ihn stellte. Es war ihm, als ob er zu neuem Leben erwache, und ein frohes Leuchten glitt über die

Züge der Schwester, als sie den Patienten so weit genesen fand. Er musste etwas weisses Brot und einige Stückchen Fleisch essen.

„Das wird Ihnen gut tun,“ sagte die Schwester zu ihm. Er fühlte eine eigenartige, wohlige Müdigkeit. Zum ersten Mal in seinem Leben trat ihm ein Mensch entgegen, der ihn wie einen Erwachsenen ansah und Sie zu ihm sagte. An Bord war er doch für alle der Fritz geblieben. Auch Marie, die ihn von Anfang an so genannt hatte, sagte noch immer Du zu ihm.

Ueber all das dachte er nach, als er jetzt still in den Kissen lag. Und in sicherer Geborgenheit schlief er ein. Schwester Elisabeth, erfreut über den ruhigen, festen Schlaf des Kranken, überliess ihn gegen Mitternacht der Obhut eines Wärters. Sie konnte dann zur Ruhe gehen, und so war der nächste Tag wieder für sie gewonnen. Der nächste Tag, der wieder Menschen brachte, die vielleicht in angestrenzter Arbeit dem Tode entrissen werden mussten. — — —

Die Quarantäne auf der „Astarte“ war endlich, nach langen ungeduldigen Stunden des Harrens und nach einer nochmaligen gründlichen Untersuchung aufgehoben worden. Durch den Kapitän des Hafendampfers war den Leuten an Bord mitgeteilt worden, dass der Patient im Caridad-Hospital untergebracht sei, und dass es ihm jetzt besser ginge.

Mit jubelnder Freude hatte man auf der „Astarte“ diese Nachricht aufgenommen. Alle hingen sie doch an diesem Jungen, und alle freuten sich, dass gerade er sich so gut durchgerungen hatte durch die erste Schwere der Lehrzeit. Und alle glaubten, ihr redlich Teil an diesem Erfolg zu haben.

Jansen fuhr als erster mit dem Dampfer an Land. Er hatte bei dem Konsulat und bei verschiedenen Handelsfirmen zu tun. Auch galt es, die Reederei telegraphisch von der glücklichen, überaus schnellen Ankunft in

Kenntnis zu setzen. Dann führte ihn der Weg zum Hospital.

Man wies ihn zu der Typhusbaracke, aber seine Enttäuschung war gross, als man ihn unter keinen Umständen zu dem Kranken lassen wollte. Er redete in englischer Sprache auf den Pöörtner ein, aber dieser gestikulierte mit all dem Temperament des Südländers, und aus seinen Mienen konnte Jansen entnehmen, dass weitere Bemühungen erfolglos waren.

Durch die Türe trat plötzlich die Schwester Elisabeth.

„Sie wollten zu dem Kranken Bartels? So habe ich wenigstens verstanden.“ — —

Jansen war erstaunt, eine Deutsche zu finden. Er sprach dieses Erstaunen freudig aus und streckte der Schwester in einer herzlichen Aufwallung die Hand hin. Schwester Elisabeth ergriff zögernd und flüchtig diese Hand und teilte ihm dann mit, dass es völlig unmöglich sei, ihn zu dem Kranken zu lassen. Die Ansteckungsgefahr sei noch nicht vorüber. Und dann erstattete sie getreulich Bericht von dem bisherigen Verlauf der Krankheit. Jansen hörte gespannt zu. Und dann sagte er:

„Was hat der Junge in all seinem Unglück für ein Glück gehabt, dass er Sie als Schwester bekam! Wie selten wird es doch sein, in wildfremder Erde in einem Lazarett eine Deutsche zu finden. Darf ich fragen, Schwester, aus welcher Stadt Sie sind?“

Er sah, dass Schwester Elisabeth errötete, als sie ihm kurz den Heimatshafen der „Astarte“ nannte.

„Auch das noch! Das ist ja herrlich! Aber ich nehme Ihre kostbare Zeit wohl zu sehr in Anspruch. Vielleicht darf ich morgen früh wiederkommen, um den Kranken zu sehen?“

„Wohl kaum. Wir müssen noch ein paar Tage warten. Wir können dann mal sein Bett an das Fenster

rücken, und vom Garten aus können Sie den Kranken dann sprechen.“

Mit freundlichen Dankesworten verabschiedete sich Jansen, und als er an Bord kam, musste er Marie und Claus alles erzählen. Claus trug es dann weiter an Jan. Jan aber hielt im Logis Kriegsrat ab, wann sie zum ersten Male „allhands“ Fritz besuchen wollten.

Dann ging die Arbeit auf der „Astarte“ wieder ihren altgewohnten Gang.

Abends zog sich die ganze Mannschaft festlich an und ging „on shore“. Tagsüber hatte Jansen ihnen einen guten Teil ihrer Heuer ausgezahlt, und so konnte man nach einer langen Reise endlich einmal wieder den Fuss auf feste Erde setzen. Konnte in weiten, luftigen Gärten spazieren gehen. In Gärten, in denen Palmen himmelhoch ragten. Konnte in längstvertrauten Kneipen wieder einmal gutes, deutsches Bier trinken. Ja, an Land weiss man erst, was Leben heisst.

Die Seeleute geniessen das Land mit grösserem Behagen und mit tieferem Verständnis, als all die Millionen, die täglich auf ihm herumlaufen.

Und wenn auch einige von der Mannschaft spät zurückkamen und mit bedenklichem Schwanken in dem kleinen Boot während der Ueberfahrt sassen, — was schadet es denn! — Ihre Ansprüche an das Leben sind ja so bescheiden und ihre Vergnügen so harmlos! — —

Am andern Morgen kam ein Brief von Fritz. Mit Blei hatte er in kritzlichen Zügen geschrieben, dass er es über alle Massen gut hätte, und dass sie alle ohne Sorge um ihn sein sollten. Schwester Elisabeth sei wie ein Engel zu ihm. Sie habe ihm auch erzählt, dass ein grosser, blonder Mann dagewesen sei. Das müsse wohl der Kapitän gewesen sein. Er danke vielmals für den Besuch, und er hoffe, bald wieder besser zu sein und wieder arbeiten zu können.

Mit einiger Rührung hatte Jansen die schlichten

Worte gelesen. Marie hatte aufmerksam zugehört, und Claus sagte nachdenklich:

„Dat is'n goden un anhänglichen Jung. Et is man god, dat he dörkommt.“ — —

Am nächsten Tage fuhr Jansen mit Marie an Land. Sie mieteten ein leichtes Gefährt, und voller Freude nahm Jansen die Gelegenheit wahr, seiner Tochter die reiche Fülle von Schönheit zu zeigen, die die Stadt offenbarte. Gegen Mittag assen sie in einem grossen englischen Hotel, und nach Tisch fuhren sie in das Lazarett. Vielleicht konnten sie heute den Kranken schon sehen.

Unterwegs kaufte Jansen einen grossen Strauss duftender Blumen.

„Die will ich der deutschen Schwester mitnehmen, da sie Fritz so aufmerksam pflegt.“

Marie liess es sich dabei nicht nehmen, für Fritz ebenfalls ein paar Blumen mitzunehmen. Sie suchte eigenartige, blaue Blumen aus. Sie glichen denen, die Fritz vor Monaten in Kapstadt in ihr Zimmer gestellt hatte.

Heute gab Jansen dem Pförtner ein grösseres Geldstück, und mit geschäftiger Höflichkeit rief er die Schwester herbei, die Jansen freundlich begrüsst.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „ich hatte es das letzte Mal unterlassen, mich vorzustellen. Jansen — Kapitän der „Astarte“, und hier meine Tochter Marie.“

Wie ein plötzliches Leuchten ging es fast unmerklich über Schwester Elisabeths Züge.

„Ach ja, Fräulein Marie, der Kranke hat mir schon von Ihnen erzählt.“

„Von mir?“ fragte Marie, über und über errötend.

Die Schwester sah ihre Verlegenheit, und mit dem Verständnis der reifen Frau ging sie schnell darüber hinweg.

„Ja, ich kenne schon die ganze Mannschaft der

„Astarte“. Ich kenne Claus Heye und auch Jan Cords,
— Jan mit dem Lexikon.“

Alle lachten, und die Schwester sagte, zu Jansen gewandt:

„Ja, sehen Sie, Herr Kapitän, das sind mir alles
längst vertraute Namen.“

Wie frisch und blühend, wie schön sie heute aussah!

Jansen wusste so recht keine Worte zu finden, und
er überreichte ihr den Blumenstrauss.

„Nehmen Sie, Schwester. Sie haben den Bengel so
treu gepflegt.“

Sie nahm die Blumen, sichtbar erfreut, an.

„Ja, und nun möchten Sie den Jungen gern einmal
sprechen. Wollen gleich einmal sehen, ob es sich ein-
richten lässt.“

Sie ging aus der Vorhalle zurück in die Säle, und es
dauerte den beiden fast allzulange, bis sie zurückkam.

„So, es geht. Ich habe sein Bett an das Garten-
fenster rollen lassen. Wir müssen hinter das Gebäude
gehen. Von dort aus können Sie ihn dann sehen und
sprechen. Aber bitte, höchstens ein paar Minuten. Der
Kranke ist noch sehr schwach, und sogar das Schreiben
des Briefes gestern hat ihn mehr angestrengt, als man
vermuten sollte.“

Erwartungsvoll folgten die beiden der Schwester,
die mit leichten Schritten voranging.

Jetzt kamen sie an das Fenster, das leicht angelehnt
war.

Schwester Elisabeth stiess es leise auf, und mit
glücklichem Lächeln sass Fritz Bartels da und gab sich
Mühe, aufrecht und stark zu erscheinen. Man sah, wie
er mit tiefen Zügen die milde, köstliche Luft trank.

„Na, siehst Du, Fritz,“ redete ihn Jansen laut an,
„da haben wir mal wieder Glück gehabt. Siehst aber
prächtig aus. Ganz anders schon, als damals an Bord.“

Marie reckte den Arm hoch und warf dem Kranken leicht die Blumen auf das Bett.

„Für Dich, Fritz. — Sollst mal sehen, in ein paar Tagen bist Du wieder besser. Wir waren heute in der Stadt. Vater und ich. Wenn Du erst besser bist, musst Du auch mal mitgehen.“

Wie ein glückliches Leuchten huschte es über das schmale, blasse Gesicht des Kranken, auf dem die Erregung dieser köstlichen Minuten eine leichte Röte gezeichnet hatte. Er antwortete nicht — er sah nur still auf das Mädchen.

Schwester Elisabeth wollte fortgehen.

„Bleiben Sie doch hier, Schwester,“ sagte Jansen, „wir haben keine Geheimnisse. Und wir würden uns wirklich freuen, wenn Sie etwas bei uns weilen würden.“

Die Schwester blieb, und sie hörte nun, wie Marie in überströmenden Worten von den Schönheiten der Stadt erzählte. Auf einmal sagte sie nachdenklich:

„Ich bin jetzt zwölf Jahre hier, aber das habe ich alles noch nicht gesehen.“

„O das müssen Sie sehen,“ fiel Marie ein. „Kommen Sie mit uns, wir fahren Sie überall hin.“

Die Schwester lächelte. Wie Spätherbstsonne war dieses Lächeln.

„Sie sind gut, liebes Fräulein. Sie meinen es gut. Aber bei uns geht das nicht so wie bei Ihnen. Wir kommen alle vierzehn Tage einmal vor die Tore. Ich habe übermorgen wieder einen freien Nachmittag. Aber da geht man nur selten hinaus. Höchstens, dass man einmal etwas einzukaufen hat. Wir ruhen uns aus in unserer freien Zeit. Ich habe Kolleginnen, die seit einem Jahre nicht mehr vor den Mauern des Hospitals waren.“

Und nun fiel auch Fritz ein. Er richtete sich höher auf und erzählte, welch eine ungeheure Arbeit Schwester Elisabeth zu bewältigen habe. Er hätte das in den paar Tagen wohl schon gemerkt. Sie käme manchmal Tag

und Nacht nicht zur Ruhe. Und er wäre gewiss nicht durchgekommen, wenn die Schwester Elisabeth nicht wäre. Ein Wärter, ein alter Engländer, habe ihm das erzählt. — —

Die Schwester wehrte lachend ab:

„Nein, nur die kräftige Jugend hat sich hier selbst geholfen.“

Sie kam nicht zu Ende. Marie unterbrach sie:

„Ach, bitte, liebe Schwester, wenn Sie übermorgen Zeit haben, dann gehen Sie doch mit uns. Nicht wahr, Vater, das wäre doch schön.“

Jansen fuhr zusammen.

„Ich hätte Sie selbst aufgefordert, Schwester, aber ich wollte nicht aufdringlich sein.“

Und nun legte sich auch Fritz aufs Bitten. So musste denn die Schwester dem Drängen nachgeben. Es wurde verabredet, dass man sich am übernächsten Tage hier unter dem Fenster treffen wollte. Dann könnte man in die Stadt gehen. Mit herzlichen Worten wurde dann allseitig Abschied genommen. Marie war froh und beglückt, als sie wieder an Bord zurückfuhren.

Sie freute sich jetzt schon auf den Nachmittag, der gewiss schön werden sollte. Aber nachdenklich und in einer eigentümlichen Stimmung sass Jansen in dem Boot. Er sah nur immer den feinen Kopf der Schwester vor den Augen. Sah ihr dichtes, blondes Haar und die weisse Haube, die es krönte. Sah das schwarze, eng-anliegende Gewand und die feinen Linien dieses ganzen Bildes, das sich ihm so fest eingeprägt hatte.

Er dachte darüber nach, ob ihm diese Frau schon einmal im Leben begegnet sei. Es ging von diesem Bild ein Schein aus, der seinen Glanz zurückwarf auf die Zeiten seiner Jugend. Was hatte dieses schöne Mädchen in diesen aufreibenden, entbehrungsreichen und schweren Beruf getrieben? Er erinnerte sich, dass sie errötet war, als sie kurz von ihrer Heimat sprach. Er schalt

sich schliesslich: „Was gehen Dich andere Menschen an, Jansen! Kümmere Dich um Dein Schiff!“ . . .

Denn wahrlich! Da gab es genug für ihn zu tun! Am andern Morgen musste die „Astarte“ verholten und in das Dock gebracht werden. Da gab es Arbeit in Hülle und Fülle, und schneller, als man gedacht, waren die Stunden enteilt und Marie erinnerte ihn an den Ausflug.

„Du musst Dich noch anziehen, Vater. In einer Stunde wollen wir an Land.“

Jansen gehorchte willig. Er lachte:

„Du kommandierst ja wie ein alter Bootsmann. Da muss ich mich aber eilen, sonst falle ich noch in Ungnade!“

Die Sonne stand hoch am Himmel, als die beiden aufbrachen. Es war ein wunderbarer, stiller Tag. Als sie neben einander hergingen, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, musste Marie an den Nachmittag in Sydney denken. Das war damals so ein ähnlicher Tag. Nur Sonntag war es.

Und in ihrer Seele webte die Ahnung, dass ein solcher Sonntag dereinst wiederkommen würde, wunderfeine Netze.

Als sie im Hospital ankamen, sass Fritz bereits hinter dem geöffneten Fenster. Schwester Elisabeth war fortgegangen, um sich anzuziehen.

Als sie dann zurückkam, begrüßte sie die beiden voller Herzlichkeit, und es lag wie ein traulicher Hauch alter Freundschaft über den vier Menschen.

Nach kurzer Zeit mahnte Schwester Elisabeth zum Aufbruch.

„Ja, wir müssen bald gehen. Es ist kein egoistischer Trieb, vor die Tore in die Stadt zu kommen. Es muss wegen des Kranken sein. Das letzte Mal war es zu viel für ihn. Abends fieberte er sehr stark. Wir müssen ihn noch sehr schonen.“

Fritz wollte widersprechen, aber mit sanfter Energie wies sie ihn zur Ruhe.

„Nein, es muss genug sein für heute. Je mehr Ruhe Sie haben, desto eher können Sie nachmittags einmal in den Garten gefahren werden. Ihr Besuch kann dann kommen und getrost längere Zeit bei Ihnen im Garten bleiben.“

Da gab sich Fritz zufrieden.

Als die drei gegangen waren, sah er ihnen mit einer tiefen Sehnsucht nach. O, wie gern wäre er mitgegangen! Aber die Freude, dass Schwester Elisabeth mit seinem Kapitän und mit Marie ein paar Stunden verleben würde, liess kein wehes Gefühl in ihm aufkommen.

Vor dem Lazarett nahm Jansen einen Wagen. Er selbst wollte Marie neben der Schwester Platz nehmen lassen, aber Marie widersprach:

„Nein, Vater! Du musst neben der Schwester sitzen. Das sieht viel besser aus.“

Und Jansen musste gehorchen.

In schneller Fahrt ging es über den schönen Placa de Independenzia, über die prächtige Calle de Julia in die sehenswerte neue Stadt hinein. Ueberall grüssten die schlanken Türmchen der Häuser, und man musste fast glauben, in einer malerischen spanischen Stadt zu sein.

Wie in einem Traume sass die Schwester in den weichen Kissen des Wagens. Still sah sie in das bunte Bild. Auch Jansen schwieg. Nur durch das Geplauder Mariens angeregt, sprach Jansen schliesslich von der „Astarte“, von ihren vergangenen glücklichen Fahrten, von seinem eigenen wechselvollen Leben. Teilnahmsvoll hörte die Schwester zu.

Und dann sprach auch sie von Deutschland. Von ihrer Heimat. Und dass sie dieses Land da drüben über alles liebe und nie das Vaterland vergessen könne. — Und plötzlich fragte Marie:

„Haben Sie denn keine Lust mehr, Schwester, nach Deutschland zurückzukehren?“

Jansen sah wieder, dass sich das feine Antlitz rötete. Er empfand, dass ihr die Frage des jungen Mädchens weh tat und sagte schnell:

„Was denkst Du, Marie! Man kann nicht immer aus einem solchen Beruf so einfach heraus! Man kann nicht immer ein Land verlassen, in dem man eine zweite Heimat gefunden hat. In Deinen Jahren stellt man sich das alles so einfach vor!“

Schwester Elisabeth sah Jansen mit einem Blick an, in dem er Zustimmung und auch Dankbarkeit zu lesen glaubte. Dann sprach sie:

„Sie haben Recht, Herr Kapitän. Ich bin so mit dem Land hier und mit meiner Arbeit verwachsen, dass es mir schwer fallen würde, im alten Mutterland wieder festen Fuss zu fassen. Aber in meinen Träumen und Gedanken bin ich immer dort.“

Das war alles, was sie an diesem Nachmittag von sich und ihrem Leben sagte. Aber schnell kamen sich diese drei Menschen näher.

Mochte es das Empfinden einer gemeinsamen Heimat sein, mochte es das Bewusstsein sein, dass sie durch den Kranken eine gemeinsame Sorge teilten, — sie sprachen zuletzt mit warmer Herzlichkeit über alles, was sie bewegte.

Jansen erkannte, dass Schwester Elisabeth nach schweren Leiden zur Ruhe gekommen sein musste.

Zu gern hätte er mehr aus ihrem Leben gehört. Aber eine fast ehrfurchtsvolle Scheu hielt ihn vor jeder Frage zurück, und er war sichtlich bemüht, das Gespräch unbefangen und heiter zu führen.

So war der Nachmittag schnell vergangen.

Draussen, vor der Stadt, hatte der Wagen gewartet und sie waren zu Fuss auf einen leicht gewellten Hügel gestiegen, von dem sie eine wunderbare Fernsicht über

die Stadt, über den unendlich breiten La Plata und das Meer hatten.

Dann waren sie wieder zurückgefahren und hatten in der Stadt Einkäufe gemacht. In guter Laune und bester Stimmung.

Als die Stunde der Trennung schlug, dankten sie sich gegenseitig für diesen Tag. Jansen ergriff die Hand der Schwester und drückte sie herzlich und immer wieder. Sie sah ihn ganz erstaunt an. Aber von Marie nahm sie Abschied, als habe sie das Mädchen in diesen wenigen Stunden lieb gewonnen.

Als das schwere, eiserne Tor des Hospitals trennend zwischen sie gelegt wurde, trugen alle drei das Bewusstsein im Herzen, einander Freude in schönen Stunden bereitet zu haben. Und der Wunsch, dass diese Stunden wiederkehren möchten, war in ihnen rege.

Jansen war in froher, eigenartiger Laune, als sie den Weg zum Schiff zurückgingen. Sie sprachen viel über die Schwester. Ueber ihre Schönheit und über ihre stille, zurückhaltende Art. Fritz hatte man fast vergessen.

Da waren sie auch schon am Dock angelangt. An grossen Eisenplatten und Werkstätten, an ragenden Gerüsten und Ketten, an Schiffsschrauben und Ankern vorbei, ging es dem Schiff zu, das hoch aus einem Trockendock herausragte. Der Mond lag hell über der Stadt. Man konnte an Deck Claus erkennen, der auf dem Ruderkasten sass und seine Pfeife rauchte. Als er die beiden kommen sah stand er langsam auf und ging ihnen bis zum Steg entgegen.

„Na, Ihr beiden Ausreisser, wie gehts denn dem Jung?“

Jansen berichtete alles, was sie erlebt hatten, und noch lange blieben sie an diesem wunderbaren Abend wach.

Am andern Tag ging Claus mit Marie zu dem Kran-

ken. Fritz machte gute Fortschritte, und in wenigen Tagen sollte er schon wieder in eine der vorderen Baracken gelegt werden. Dort konnte er immer Besuch empfangen. — —

Während Claus und Marie an Land waren, empfand Jansen eine eigene Unruhe. Er fühlte sich einsam an Bord. Er fühlte das Verlangen in sich aufsteigen, jetzt mit den beiden an Land sein zu können. In der Nähe der Schwester Elisabeth. Das konnte er sich nicht verhehlen. Dieses Gefühl kam ihm so fremd, so unbekannt vor, dass er still von der Arbeit in die Kajüte ging und an die Zeiten dachte, in denen er dieses seltsame Gefühl im Herzen trug. Er war so innig verwachsen mit seinem Beruf, — sein Schiff hatte in all diesen Jahren sein ganzes Denken und Sinnen so ausgefüllt, dass er kopfschüttelnd sich über diese Unruhe hinwegtäuschen wollte. Aber was hatte ihm das Leben eigentlich geboten!

Seine Frau war ja so jung, so jung gestorben. Sie war immer schwach und krank. Und gleich im ersten Jahre der Ehe musste er auf zwei lange Jahre fort! Es war schmerzlich damals. Aber als er auf See kam, stürmte die Arbeit auf ihn ein und fast blieb ihm keine Zeit, an sein Heim zu denken!

Als er dann wieder kam, fand er die kleine, stille Frau schwer erkrankt. Er kam gerade zur rechten Zeit, um ihre letzten Stunden zu vergolden, einen Schimmer der Freude über den Traum einer Sterbenden zu breiten.

Dann stand er allein mit einem kleinen Mädchel, das sie ihm geschenkt hatte. Er brachte das Kind zu lieben Verwandten und zog dann wieder hinaus aufs Meer. Das Kind hatte ihm ein ganz neues Gedankenreich erschlossen. Jetzt wusste er, für wen er in Sturmesnot und Gefahr am Ruder stand. Und wenn er dann wieder einmal heimkehrte, sah er voller Seligkeit das liebe,

kleine, blonde Geschöpf, das wieder einmal gewachsen war!

Auf See, in jedem Abendrot, das ihm leuchtete, in jedem Stern, der ihm glänzte, schien er das liebe Gesichtchen zu sehen. Sie war es, die all seine Gedanken ausfüllte, und so vergass er seiner selbst. — Seine Frau war gestorben und er lebte nur noch für das Kind.

Er wurde in seinen Gedanken unterbrochen durch die Rückkehr der beiden.

„Vielmals, vielmals soll ich grüssen, Vater,“ sagte Marie. „Ach, es war so schade, dass Du nicht mitgegangen warst. Schwester Elisabeth hat es auch bedauert.“

Und Claus erstattete Bericht.

„Mit Deiner Deern geh ich nich wieder an Land, Jansen! Die will einen ja ganz umkrepeln! Da musste ich Blumen kaufen, da musste ich an ihrer linken Seite gehen, da musste ich vor der Schwester — wat übrigens een wirklich feine Deern is — eine Verbeugung machen! — Aber Fritz! Der ist fein heraus! Morgen soll er schon mal raus krabbeln.“

„So, so,“ antwortete Jansen zerstreut. „Das ist ja nett und schön. Das freut mich. Aber da müssen wir doch wieder hin. Am ersten Tage, wenn er wieder herauskommt. Das ist doch immer etwas besonderes. Das muss doch gefeiert werden!“

Claus sah Jansen blinzelnd an. Marie stimmte lebhaft zu und in heiterer Stimmung verlebten die drei den kurzen Rest des Abends.

Die Stunden des nächsten Morgens schwanden eilend und gleich nach Tisch brachen Jansen und Marie auf. Sie nahmen auf dem Wege wieder Blumen und Früchte mit und kamen bald bei dem Kranken an. Der sass, in einem Rollstuhl weich gebettet, im Garten unter einer kleinen Baumgruppe. Die sengenden Strahlen der Sonne fanden ihren Weg nicht hier her. Die Luft war

mild und voller Duft. Neben dem Kranken, auf einer Bank, sass Schwester Elisabeth. Als sie die beiden kommen sah, stand sie auf und ging ihnen ein paar Schritt entgegen.

Wie alte, liebe Bekannte begrüßten sie sich, und Fritz, der in die Sonne sah, kam sich als Hauptperson dieser Gruppe glücklich und frei vor.

Man sprach von der baldigen Genesung des Kranken und von der Heimreise. Und im Laufe des Gesprächs sagte die Schwester:

„Sie können mit ihrer ersten Reise zufrieden sein, Herr Bartels! Was haben Sie doch für ein Glück gehabt, dass Sie zu solchen Menschen gekommen sind. Wie werden Ihre Eltern glücklich sein, wenn sie das alles hören.“

„Ich habe doch keine Eltern mehr, Schwester!“

„Ja,“ fiel Jansen rasch ein, „er steht ganz allein auf der Welt, seine Eltern sind gestorben.“

„Dann ist es ein doppeltes Glück, bei solchen Menschen eine Heimat zu finden!“

„Aber bitte,“ sagte Jansen ablenkend, — „wir haben nur unsere Pflicht getan. Und mehr nicht. Bei mir an Bord haben es die Jungen immer gut gehabt. Ich selber habe eine so schwere Lehrzeit durchmachen müssen, wie ich sie keinem Menschen bereiten möchte. Und das ist all den Bengels zu gute gekommen, die bei mir ihren Beruf mit Lust und Liebe lernten.“

„Es ist auch ein schöner Beruf,“ sagte die Schwester. „Er ist schöner als unserer.“

Jansen wollte das bestreiten.

„Nein, glauben Sie es mir,“ sagte die Schwester mit einem eigentümlichen Ernst. „Unser Beruf ist schwer und nicht von dem idealen Schimmer umwoben, den der Aussenstehende an ihm sieht. Schwer und undankbar. Von hundert Patienten erinnern sich vielleicht zwei ihrer alten Pflegerin. Sobald sie die Anstalt hinter sich haben, sobald das Leben wieder lockt und sie in Gesundheit

neuen Zielen nachgehen können, dann ist den Menschen die Erinnerung an schwere Tage nicht angenehm. Glauben Sie mir, ich habe es zu oft erfahren.“

Fritz sah die Sprecherin erschrocken an. Schwester Elisabeth sagte darauf:

„Bei jüngeren Menschen ist das anders. Das sind die dankbarsten und angenehmsten Patienten.“

Marie nickte zustimmend.

„Ja, Schwester, das will ich meinen. Wenn ich von Ihnen gepflegt worden wäre und wenn ich dann fort-reiste, ich würde Ihnen immer schreiben und von überall her Grüsse schicken.“

„Ja, Fräulein Marie,“ lachte die Schwester, „das nimmt sich jeder vor. Aber wir werden daran gewöhnt, den Willen dann immer für die Tat nehmen zu müssen!“

Hier fiel Fritz ein. Ernst und schnell:

„Ich schreib auch, Schwester, wenn ich erst wieder fort bin. Ganz bestimmt! Von jedem Hafen aus.“

„Aber so sei doch erst einmal heraus,“ fiel Jansen lachend ein. „Vor knapp vierzehn Tagen wirst Du halb tot eingeliefert und dann willst Du gleich wieder heraus.“

„Er hat es ja schon überstanden,“ sagte die Schwester, „in weiteren vierzehn Tagen spätestens werden Sie ihn wieder an Bord bekommen.“

„In vierzehn Tagen,“ erwiderte Jansen nachdenklich. „Ja, dann ist unsere Zeit gekommen.“ Er sagte es mit einem leichten Seufzer und fuhr dann, wie in Gedanken fort:

„Wir kommen wie die Wandervögel zu fernen Küsten. Wir bleiben kurze Zeit und dann ziehen wir wieder weiter. Wie schnell werden diese vierzehn Tage herumgehen!“

Ein Wärter kam auf den Wink der Schwester herbei. Sie gab ihm die Weisung, den Kranken in der Sonne auf und ab zu fahren.

„Das ist das beste für ihn,“ sagte sie zu Jansen ge-

wandt, „die Sonne macht alles wieder gut.“

Marie stand auf:

„Ich kann ja neben ihm hergehen. Dann sehe ich auch etwas von dem grossen Hospital. Du kannst ja Schwester Elisabeth so lange Gesellschaft leisten. Oder willst Du auch mitgehen?“

„Nein, nein,“ antwortete Jansen zerstreut, „fahr nur zu. Ich bleibe gerne hier, vorausgesetzt, dass ich Sie nicht störe in irgend einer Arbeit.“

„Nein,“ sagte die Schwester, „ich habe jetzt ja Ruhe. Da sitze ich immer hier unter den alten Bäumen. Das ist seit zwölf Jahren mein Platz.“

Jansen war jetzt zum ersten Mal mit Schwester Elisabeth allein.

Er fühlte eine Befangenheit, die dem sonst so kühnen und selbstbewussten Manne fremd war. Er sah dem Kranken nach, der sich umschaute und freundlich zurückwinkte.

„Es ist ein guter Junge,“ sagte er dann, „er hat Ihre Pflege verdient, Schwester.“

„Warum, ich tat doch nur meine Pflicht. Es war Zufall, dass er auf meine Station kam, und dass ich mich mit ihm verständigen konnte. Auf jeder andern Station hätte er es gerade so gut gehabt.“

Dann schwieg sie. Jansen sah vor sich hin und malte mit seinem Stock verschlungene Linien in den weissen Sand, auf dem helle Sonnenkringel spielten. Er zeichnete den Schatten der Blätter nach, der sich leise auf der Erde hin und her bewegte. Auf einmal sagte er mit einem warmen, eigentümlichen Tonfall:

„Sie haben wohl schon vieles durchgemacht im Leben, Schwester?“

Schwester Elisabeth sah nicht auf.

„Ich glaube nicht mehr, als andere Menschen. Jeder Mensch hat unendlich viel zu leiden im Leben. Wir sehen es ja täglich an unsern Kranken. Wir sehen so

viel Elend und hören von so viel Leid, dass uns unser eigener Kummer zuletzt klein und wesenlos erscheint.“

Dann wurde es wieder still zwischen ihnen. Jansen fühlte, dass er ihr mit weiteren Fragen weh tun müsste. Aber der Gedanke, mehr aus dem Leben dieser schönen Frau zu erfahren, war stärker und er sagte bald:

„Schwester verzeihen Sie mir, wenn ich immer so ungeschickt frage. Aber wenn man sich so auf fremder Erde trifft, wenn man dann so gemeinsam einen Menschen hat, um den man sich sorgt, so hat man auch Interesse aneinander. Ja, sehen Sie, das ist wieder ungeschickt. Ich fühle es wohl. Aber wenn man auf See monatelang nichts gesagt hat, dann ist man an Land nicht mehr so verschlossen. Auf See herrscht das grosse Schweigen, aber an Land, wenn sich dann alles so im Herzen aufgespeichert hat, wird der Seemann leicht redselig. Bei uns war es an Bord dieses Mal ja anders. Meine Tochter fuhr zum ersten Male mit, da war immer frisches Leben und Gesang an Bord.“

„Das kann ich mir denken,“ sagte die Schwester, „es ist ein liebes Mädchen, das Ihnen wohl viel Freude gemacht hat. Man merkt ihr nicht an, dass sie ohne Mutter aufgewachsen ist.“

„Ja,“ antwortete Jansen mit frohem Stolz, „ein liebes Mädchel. War auch immer bei tüchtigen und braven Menschen, die ihr die Mutter ersetzten. Leben Ihre Eltern noch, Schwester?“

„Nein,“ sagte die Schwester langsam, „sie sind beide tot. Schon lange. Sie sind mir zu früh gestorben. — „Aber sehen Sie,“ brach sie ab, „dort kommt unser Patient. Ich denke, wir betten ihn jetzt wieder. Die Luft hat ihn doch angegriffen.“

„Warum denn, Schwester, die Zeit ist doch so schnell vergangen.“

Die Schwester fand keine Zeit mehr, zu erwidern.

Marie kam mit Fritz zurück und Jansen fand bestätigt, dass die Schwester recht hatte.

„Sehen Sie,“ sagte die Schwester, „dass die Luft in den ersten Tagen angreift. Er sieht nicht mehr so frisch aus, wie vorhin. Wie geht es denn, Herr Bartels?“

„O, sehr gut, ich fühle mich sehr wohl. Wir haben alles gesehen. Die Anatomie und die Ställe mit den Tieren, an denen Versuche gemacht werden.“

„So,“ erwiderte die Schwester lachend, „das war gerade nicht notwendig. Kranke brauchen nicht alles zu sehen und zu wissen. Das tut niemals gut. Aber jetzt müssen wir uns trennen. Unsere Zeit ist um.“

Man verabschiedete sich mit herzlichen Worten. Der erste Besuchstag im Garten des Hospital de Caridad war vorüber.

Aber es folgten noch andere Tage. Noch milder und schöner als dieser. Und jeden Tag hatte Fritz Besuch. Einmal waren Matrosen da, und dann kamen Marie und ihr Vater wieder. . . .

Als Jansen eines Abends wieder aus dem Lazarett zurück kam und an Bord angelangt war, suchte er den alten Claus auf.

„Claus,“ sagte er mit eigentümlicher Stimme, „Claus ich habe Dir was zu sagen.“

Und er fuhr gleich fort:

„Du kennst mich Claus, als einen Mann, der weiss, was er will.“

„Tja“, antwortete Claus gedehnt.

Jansen wurde durch die Ruhe des Alten verwirrt.

„Ja, Claus, ich will Dir was sagen.“

Claus unterbrach ihn.

„Ich weiss, Jansen, was Du mir sagen willst. Geht mich aber doch eigentlich garnichts an. Du bist ein braver Mensch und ein tüchtiger Mensch, und wenn Du glaubst, dass Du glücklich wirst mit der Deern, dann wird das wohl so sein.“ . . .

„Ja,“ sagte Jansen nicht einmal verwundert. Er wusste, dass Claus den Menschen in der Seele lesen konnte. „Das ist es, Claus. Ich habe mir die Sache lange überlegt. Ich bin schliesslich schon an die vierzig. Da denkt man doppelt und dreifach über so etwas nach. Aber ich habe mirs überlegt und ich will ihr mein Herz und mein Heim bieten.“

„Ja, und sie?“ Claus fragte es schnell.

„Sie wird es genau so gemerkt haben, wie Du es gemerkt hast. Ich weiss noch nicht, was sie von mir denkt. Sie war stets freundlich und von gleichmässiger Liebenswürdigkeit zu mir. Nur als ich vorhin von unserer baldigen Abreise sprach, als ich von der Heimat redete, die ja auch ihre Heimat ist, da sah ich, dass in ihren Augen Tränen blinkten. Sie stand aber schnell auf und liess mich allein auf der Bank, weisst ja, unter den Bäumen da, im Garten.“ . . .

„Ja, Jansen. Scheint ja ein tüchtiges, braves Mädchel zu sein. Und dass Dir eine Frau nichts schaden kann, wo Du jetzt an Land bleibst und Dir ein Heim gründest, das weisst Du selber so gut wie ich. Wenn ein Mann so in Deine Jahre kommt und dann allein steht, dann wird er mürrisch und mucksch. Musst sie eben mal fragen.“

Die beiden Freunde sassen noch lange in der milden Nachtluft auf.

Sie berieten den Weg der Zukunft und blickten zurück auf die vergangenen Jahre.

Sie hatten so manches gemeinschaftlich getragen. Und als sie endlich zur Ruhe gingen, drückten sie sich fest die Hand.

Es wurde ihnen inne, dass sie sich noch nie im Leben so fest die Hand gegeben hatten, wie dieses Mal.

Am andern Tage war Jansen schweigsam. Voller Unruhe erwartete er die Mittagszeit, in der er aufbrach.

„Heute bleibst Du bei Claus, Mariechen,“ sagte er

mild, „ich habe etwas in der Stadt zu besorgen. Vielleicht bringe ich Dir etwas schönes mit.“

„Warum: Vielleicht, Vater!“ sagte sie mit gemachtem Unwillen. „Das liegt doch nur an Dir! Du hast mir schon lang etwas schönes versprochen, weil Du mir bei meinem letzten Geburtstag, den wir auf dem 130. Längengrad feierten, nichts kaufen konntest!“

Claus rief ihm lachend nach:

„Siehst Du, Jansen, was für ein Gedächtnis das Mädels hat! Da kannst Du ja heute das Versäumte gleich wieder gut machen.“

Jansen ging zum Hospital de Caridad.

Als er die hohen Mauern sah, beschleunigte er seine Schritte, und stand bald vor dem seitlichen, kleineren Eingangstor.

Er wollte es gerade aufklinken, als das Tor von innen geöffnet wurde, und Schwester Elisabeth heraustrat. Verwirrt blieb er stehen.

Sie begrüßte ihn und fragte ihn, ob er den Patienten denn heute schon abholen wolle. Er wusste im Augenblick keine Antwort und fragte sie:

„Wollten Sie in die Stadt, Schwester? Darf ich mit Ihnen gehen? Ich, — ich wollte nicht zu Fritz, Schwester, ich wollte zu Ihnen.“

„Zu mir?“ Sie sah ihn mit einem ernsten Blick an. „Zu mir? Sie sehen, es überrascht mich. Ich kenne das Gefühl gar nicht mehr, dass ein Mensch zu mir kommt.“

„Wohin gehen Sie jetzt?“ fragte Jansen rasch.

„Ich habe etwas in der Stadt zu besorgen. Und dann wollte ich einmal an den Hafen hinunter. Sie erzählten mir doch, dass die „Astarte“, frisch gestrichen, aus dem Dock gekommen sei, und dass sie leuchte, wie ein grosser, weisser Vogel. Und da wollte ich einmal sehen, ob ich das Schiff unter all den andern herausfinden würde.“

„Ja, das können Sie. Kommen Sie bitte mit. Wir brauchen ja nur die Strasse hier hinunter zu gehen.“

Die Schwester folgte ihm schweigend und die beiden gingen dem Hafen zu.

Als das Meer sich vor ihnen ausbreitete, suchte die Schwester nach dem Segler.

„Wir müssen etwas weiter nach links gehen. Nach dem englischen Hospital hin. Von dort aus kann man das Schiff sehen.“

Sie gingen weiter durch das Gewühl der Landungsbrücken und Ladeplätze. Auf der Reede war ein buntbewegtes Leben. Schwarze, russige Dampfer und kleine Segler lagen verankert vor ihnen. Von den Masten grüssten die Flaggen aller Länder.

Die beiden Menschen schritten weiter und kamen jetzt zu einem schönen, wohlgepflegten Platz, der sich mit blumengeschmücktem Rasen vom Strande nach den höhergelegenen Strassen hinaufzog.

Und da konnten sie die „Astarte“ sehen! Voller Stolz zeigte Jansen nach dem schmucken Schiff hinüber, das schneeweiss auf dem schmutzig gelben Wasser lag.

„Ein wunderschönes, stattliches Schiff.“ . . .

Mit diesen Worten setzte sich die Schwester auf eine Bank. Und, als ob sie den Anblick lange geniessen wollte, schaute sie unverwandt nach dem Schiff hinüber. Jansen setzte sich neben sie.

Dort drüben lag seine Welt.

Mit scharfen Augen konnte er die Menschen erkennen, die sich auf der „Astarte“ bewegten. Und hier, neben ihm, sass die Frau, die er lieben gelernt hatte. Mit einer grossen, reinen Liebe, wie sie sein Herz bisher noch nicht gekannt hatte. Und er raffte sich auf. . .

„Schwester,“ sagte er, „Schwester Elisabeth, wollen Sie mir einmal die Hand geben.“

Sie sah ihn gross an und gab ihm aber doch, wenn

auch zögernd, die Hand, die sie ihm aber gleich wieder entzog.

„Schwester, da drüben liegt ein Stück Deutschland. Wir fahren fort, Schwester, und Sie — Sie sollen nicht allein hier zurückbleiben.“

Schwester Elisabeth wollte etwas erwidern, aber er sprach dann schnell weiter:

„Sehen Sie, Schwester, ich will Sie bitten: Kommen Sie mit. Ich habe Sie achten und lieben gelernt. Ich bin ein einfacher Mann und Sie kommen mir wie etwas Heiliges, wie etwas wunderbar Schönes vor. Kommen Sie mit uns nach Deutschland. Lernen Sie mich kennen. Ueberzeugen Sie sich, dass ich ein ehrlicher Mensch bin. Ein Mensch, der Sie lieben und verehren würde das ganze Leben. Ich biete Ihnen alles, was ich habe. Wir beide sind schon über die ersten Stürme des Frühlings hinaus. Aber wir können noch einen wunderbaren Sommer und einen schönen, stillen Herbst erleben. Und nun antworten Sie mir, liebe Schwester Elisabeth, ob ich Ihnen weh getan habe und ob ich hoffen kann.“

Die Schwester hatte ihm erregt zugehört. Sie sah ihn starr und verwundert an, und als er ausgesprochen hatte, stützte sie den Kopf in die Hand, so dass ihre Augen beschattet waren. Ein leises Zucken lief durch ihren schlanken Körper. Jansen sah sie ergriffen an. Er sagte weich, indem er ihre Hand suchte:

„Schwester Elisabeth, verzeihen Sie mir. Ich meinte es so ehrlich und gut.“

Sie hob jetzt langsam den Kopf und liess die Hand sinken.

„Nein, Herr Jansen, nicht das ist es. Ich weiss, dass Sie ein guter und tüchtiger Mensch sind. Ich selbst habe Sie schätzen gelernt und der Junge hat mir so viel von Ihnen erzählt. Nicht das ist es. Ich will Ihnen alles sagen. Ja, ich muss es Ihnen sagen, und Sie werden

dann, wenn wir wieder getrennt sein werden, kaum mehr an mich denken.“

Sie liess sich zurück sinken und starrte in die Ferne. Dann begann sie:

„Ich trage eine schwere Schuld mit mir durch das Leben. Ich muss Ihnen alles sagen, damit Sie sehen, dass es für mich kein Zurück, kein neues Glück mehr gibt. Ich war verheiratet. Als ich siebzehn Jahre alt war, erfasste mich eine unglückselige Leidenschaft zu einem Menschen, der nichts hatte, als sein heisses Herz. Ich stand allein auf der Welt, und da meine Eltern schon tot waren, konnten sie mich nicht warnen und schützen. Ich wurde von diesem Manne, den ich über alles liebte, verraten und verlassen. Er kam in schlechte Gesellschaft, und bald galt ich ihm nichts mehr. Ich weiss nicht, woher es kam, dass er meiner so bald überdrüssig geworden war. Ich mühte mich ab, freundlich zu ihm zu sein. Aber er war wie vom bösen Geist besessen und eines Tages, gerade in schweren, in meinen schwersten Stunden, brachten sie ihn tot nach Haus. Er war am Hafen draussen, im Trunk, gestürzt. An seinem Todestag kam ein Junge, mein Junge zur Welt.“

In tiefer Erregung hielt die Sprecherin inne. Jansen hatte sie starr angeblickt. Er griff nach ihrer Hand und streichelte sie.

„Nein, hören Sie weiter zu. Ich sage Ihnen alles. Aufrichtigkeit soll Ihre gute Gesinnung lohnen. — Ja, an jenem unglückseligen Tage kam ein Junge zur Welt. Im grössten Elend wurde er geboren. Meine Verwandten gingen achselzuckend an mir vorüber, weil ich selbst noch in bösen Tagen an diesem Menschen gehangen und immer noch auf Besserung gehofft hatte. Und da stand ich ganz allein in der Stadt, die Ihre Heimat ist. Von allen Türen wies man mich fort. Man brachte mich schwer erkrankt in ein Lazarett, aber nach einigen Tagen stand ich wieder auf der Strasse. Ohne Schutz,

ohne freundlichen Zuspruch, der gerade in solchen Tagen Wunder wirken kann. Und da trieb mich die Verzweiflung, die bitterste Not zu einem Schritt, zu einem Schritt, Herr Jansen, der mich noch heute erschauern macht, wenn ich an ihn denke. Und ich muss täglich, stündlich an ihn denken! Ich nahm mein Kind, dem ich keine ordentliche Nahrung geben konnte, und brachte es fort. Ich legte es vor die Türe einer Anstalt und dann floh ich. Floh aus diesem Lande, in dem meine Jugend verkümmert war, in dem ein Fluch mich niederdrückte. Ich wusste damals nicht, was ich tat. Eine innere grausame Stimme rief mir immer gellend in das trostlose Leben: Der Junge wird wie er werden! Schlecht und elend! Und ein Lügner wird es werden, so wie er einer war! Das schrie ich mir zu, ehe ich aus wilder Verzweiflung und ganz von Sinnen diese Schuld auf mich lud. Und erst im Ausland, als ich wieder zur Ruhe und zu mir selber kam, wollte ich diesen Schritt wieder gut machen. Ich schrieb an die Anstalt, aber da war es nicht möglich, das Kind zu bekommen. Da stieg der Wunsch heiss in mir auf, zu arbeiten und zu verdienen, damit ich dereinst das Kind zu mir holen könnte. Und kranken, beladenen Menschen wollte ich helfen. Aber das Leben ist so schwer und ich wurde immer mehr und mehr in den Strudel der Arbeit hineingezogen. Die Jahre vergingen und meine Schuld wuchs da drüben von Jahr zu Jahr. Und als ich zuletzt sah, dass das Ringen vergeblich sei, da trieb es mich unstät und flüchtig in die Welt, bis ich hier zu einer quälenden Ruhe kam, in der Sie mich selbst gesehen haben.“

Jansen fühlte während dieser Erzählung das Blut in sich erstarren.

Was stürmte alles auf ihn ein!

Sollte es möglich sein!

Sollte er fragen, sollte er etwas sagen, um die Seh-

sucht vielleicht nur vergeblich aufzuwühlen und den grossen Schmerz der Enttäuschung zu erleben!

Konnte es denn nicht ein Zufall sein, konnten nicht andere Mädchen auch so gehandelt haben!

So etwas war doch schon oft vorgekommen!

Plötzlich stand die Schwester auf. Er wollte sie an der Hand wieder niederziehen.

„Schwester,“ presste er hervor, „arme, liebe Schwester Elisabeth hören Sie...“

„Nein, Herr Jansen. Sie sehen, dass ich in jene Stadt nie mehr zurückkehren kann. Der Schmerz, mein Kind nicht wieder zu finden, würde mich zu Grunde richten.“

Sie schritt schnell weiter, so dass Jansen aufstehen und ihr folgen musste.

„Schwester,“ sagte er im Gehen, „ich weiss nicht, was ich sagen soll. Meine Gedanken habe ich nicht bei mir. Was müssen Sie alles durchgemacht haben. Nein, was Sie getan haben, das kann mich nicht abhalten, Sie zu achten und Sie zu lieben! Nein, bei Gott! Aber es ist ja furchtbar. — Schwester, — hören Sie, — ich kann es Ihnen nicht alles sagen, was auf mich einströmt. Lassen Sie uns auseinandergehen für heute, Schwester. Geben Sie mir Ihre Hand, liebe, liebe Schwester Elisabeth. So, und nun sagen Sie mir, dass ich morgen noch einmal zu Ihnen kommen darf.“

Sie vermochte nicht zu antworten, und plötzlich wandte sich Jansen fort und ging eilenden Schrittes den Hafen hinunter.

In ihrem aufgewühlten Schmerz kam sie garnicht dazu, ihm verwundert nachzusehen.

Sie ging gesenkten Hauptes still in die Stadt zurück. Verwirrt in Gedanken und ganz aufgelöst in der Erinnerung an die schwersten Tage ihres Lebens.

In eilender Hast kam Jansen an Bord zurück. Wild stürmten die Gedanken auf ihn ein. Sollte es möglich

sein! Er konnte es nicht fassen. Er rief Claus und schloss sich mit ihm in die grosse Kajüte ein. Claus sah ihn erstaunt an.

„Was fehlt Dir, Jansen? So aufgereggt kenn ich Dich nicht. Was ist denn los?“

Und mit fliegendem Atem erzählte Jansen die Leidensgeschichte der Schwester. Erzählte alles, was sie ihm gesagt hatte und fasste dann mit beiden Händen Claus an der Schulter und schüttelte ihn:

„Claus, Claus, sollte das möglich sein? Sollte das ihr Junge sein!“

Claus machte sich los.

„Du bist verwirrt, Jansen. Vielleicht hat sie das alles gar nicht so erzählt. Und nur Deine erregte Phantasie ergänzt das alles so! Wo hast Du denn Deinen Kopf gehabt? Hättest doch einfach nach dem Datum fragen können und nach der Anstalt. Weisst Du denn nicht mehr, dass uns der Direktor erzählt hatte, dass es gerade auf einen Christabend war? So viel Gedanken könntest Du doch haben?“

„Ich mochte es nicht, ich konnte es nicht! Man kann doch so etwas nicht sagen, wenn man es nicht ganz bestimmt weiss! So eine Frau kann an solch einer Erschütterung doch zu Grunde gehen! Und dann — wie stürmte das alles auf mich ein!“

Nach langem Beraten, und nachdem sie die Papiere des Jungen hervorgesucht hatten, wurden sie ruhiger. Sie berieten, was sie tun sollten und kamen an diesem Nachmittag zu keinem Entschluss.

Es wurde Abend, und sie waren sich noch immer nicht klar, was sie tun sollten. Marie hatte mit geheimer Besorgnis gesehen, dass den Vater eine Last wilder Gedanken bedrückte. Aber sie fragte ihn nicht, und abends ging sie still in ihre Kammer, um die beiden Männer nicht zu stören. Sie mochte vielleicht etwas

dunkles ahnen, — aber die Gedanken waren alle zu wirr, zu unfassbar, um sich vor ihren Blicken zu klären.

In der Nacht lagen Jansen und Claus noch lange auf. Sie überdachten alle Möglichkeiten, um vereint mit der Schwester das Rätsel zu finden, dessen Lösung wahrscheinlich doch so nahe lag. . . .

Der andere Morgen brachte ihnen eine Ueberschung. Gegen zehn Uhr war Fritz bereits gekommen.

Er war entlassen worden und liess es sich nicht nehmen, die Leute an Bord unangemeldet aufzusuchen.

Mit grosser, jubelnder Freude wurde er empfangen. Für Jansen hatte er ein paar Zeilen von der Schwester mitgebracht. Marie nahm sich des Ankömmlings an und er musste im Salon frühstücken. Jansen hatte die Zeilen schnell an sich genommen und war damit in seine Kajüte gegangen. Claus war ihm gefolgt.

„Was schreibt sie?“ fragte Claus.

„Es ist ein Abschied,“ sagte Jansen stockend. „Ich soll nicht wiederkommen, Claus, sie hat keinen Mut mehr.“

„So,“ sagte Claus, „dann will ich Dir mal was sagen. Ich gehe jetzt zu ihr an Land. Ich nehm die Papiere von Fritz mit, — nein, — wir könnens auch anders machen. Ich gehe zu ihr und frag sie noch einmal in Deinem Namen. Und dann frag ich, ob es am Weihnachtsabend war. So was behält sich doch! Und wenn es stimmt, bring ich sie mit an Bord. Auf jeden Fall, Jansen. Ich brauch ihr von dem Jungen ja vorher nichts zu sagen. Kann vielleicht sagen, dass bei uns einer an Bord wäre, der mit ihm zusammen aufgewachsen sei, und der uns immer von ihm erzählt habe. Das muss doch alles aufgeklärt werden, Jansen, das sind wir der armen Frau und dem Jungen doch schuldig.“

Gegen Mittag fuhr Claus an Land. Mit tödlicher Ungeduld wartete Jansen auf die Rückkehr. Er stand

auf dem Achterdeck und sah immer nach dem Land hinüber. Und endlich, endlich kam ein kleines Boot.

Er nahm das Fernglas, und leise zitternd in stürmischen Gedanken erkannte er Claus, der mit der Schwester Elisabeth in dem Boot sass.

Er ging hinunter.

„Marie, Marie! Fritz! Schwester Elisabeth kommt. Sie will uns mal an Bord besuchen. Geht Ihr einstweilen auf das Vordeck. Sie braucht Euch zuerst nicht zu sehen, nachher könnt Ihr sie dann überraschen.“

Marie wusste nicht, wie sie das alles deuten sollte.

Mit innerer Unruhe hatte sie an den beiden letzten Tagen bemerkt, dass sich der Vater in grosser Aufregung befand und dass auch Claus von dieser Aufregung ergriffen war. Aber sie folgte zögernd den Worten und ging auf die Back. Fritz ging ihr langsam nach.

„Was hat Ihr Herr Vater Marie? Ist er böse auf mich? Er war in der letzten Zeit so sonderbar.“

„Ich weiss es nicht, Fritz. Ich bin ganz traurig deshalb. Er hat sich vielleicht mit Claus gezankt.“

Schweigend lehnten die beiden an der Reeling und sahen versteckt auf das Boot, das jetzt an der „Astarte“ anlegte. Sie sahen, wie Jansen der Schwester die Hand reichte und sie das Fallreep hinaufführte.

Dann sahen sie noch, wie der Vater die Schwester in den Salon geleitete und wie Claus schnell folgte. —

„Hier,“ sagte Claus, als er die Türe hinter sich geschlossen hatte, „hier sind wir angelangt. Nun setzen Sie sich erst mal ganz bequem hin.“

Schwester Elisabeth folgte willig den Anweisungen des Alten, wie sie ihm auch willig an Bord gefolgt war. Wohl war ihr der Weg schwer geworden, aber nachdem Claus angedeutet hatte, dass sie vielleicht an Bord etwas über ihren Jungen erfahren könne, da gab sie dem ungewissen Drängen nach, das auf ihrer Seele

lastete. Claus ging jetzt wieder aus der Türe und die beiden waren allein.

„Schwester Elisabeth,“ sagte Jansen leise, indem er ihre Hände nahm, „liebe Schwester, verzeihen Sie mir, dass ich Sie gestern so stehen liess und plötzlich davon rannte. Aber mich packte etwas, etwas Unge- wisses, Schreckliches, und ich wusste wohl so recht nicht mehr, was ich tat. Ich will es gerade heraus sagen: Wie war es damals mit dem Jungen? War es nicht das Eppenstedter Haus damals?“

Die Schwester war aufgesprungen und liess seine Hand los. Gross hefteten sich ihre Augen auf ihn. Gross und starr.

„Ja, das war es! Woher wissen Sie das?“

Jansen fuhr schnell fort:

„Und war es gerade am Christabend, als Sie dort waren?“

Die Schwester erblasste jäh.

„Um Gottes willen! Was sagen Sie? Woher wissen Sie das? Ja, es war am Christabend! Und das mag meine Tat vielleicht in einem schrecklichen Licht erscheinen lassen! Oder vielleicht beurteilt man sie auch milder! Ja, da hatte ich es getan! Und wie man mir später aus der Anstalt schrieb, hatte noch nie eine Mutter das getan! Noch niemals, seit die Anstalt bestand.“

Sie hatte erregt nach seiner Hand gegriffen:

„Ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an, sagen Sie mir, woher Sie das wissen.“

Auch Jansen konnte seine Erregung nicht mehr niederkämpfen. Er ergriff ihre bebende Gestalt und zog sie an sich. Er streichelte ihr lind das Haar aus der Stirn. Widerstandslos liess sie es geschehen. Sie wusste nicht, wie ihr war. Vielleicht wurde jetzt die grosse Last, die schwere Sünde ihres Lebens von ihren müden Schultern genommen.

„Liebe, arme Schwester, seien Sie ruhig. Der Junge ist —“, er stockte.

Mit starren Augen sah sie zu ihm auf:

„Was ist, was ist? O, so reden Sie! Sprechen Sie doch!“

„Sie haben Ihr Kind im Hospital gepflegt. Sie haben Ihren Fritz, unsern Fritz vom Tode gerettet.“

Er hatte es stockend herausgebracht. Sie sah ihn entgeistert an und drohte umzufallen. Doch Jansen zog sie fester an sich und liess sie auf der Bank nieder. Und auf einmal liess sie ihren Kopf sinken. Lautlos und langsam, so dass er auf dem Tisch auf ihren gekreuzten Armen lag. Jansen streichelte ihr Haar und ihre Arme. Und da brach ein Tränenstrom aus ihren Augen, so bitter, so gewaltig und so tief, dass Jansen erschüttert auf dieses Bild sah. Plötzlich sprang sie auf. Die Tränen flossen noch aus ihren Augen. Ihr Haar fiel in wirrer Schönheit auf ihr totenblasses Gesicht.

„Ist das alles wahr! Ist das wahr! Wo ist er! Ich muss ihn sehen. Ich muss zu ihm!“

Jansen hielt sie zurück.

„Nicht jetzt. Noch nicht. Sie müssen erst Ruhe haben. Sie müssen sich erst wieder fassen. Hier, ich wills Ihnen schwarz auf weiss zeigen.“

Mit zitternden Händen holte er die Papiere hervor. Er breitete sie vor ihr aus. Ja, da stand es. Aber der Name! Der Name!

Sie hatte es zweifelnd herausgepresst.

Jansen erzählte, was er an derselben Stelle vor zwei Jahren von dem Direktor Brodersen gehört hatte. Mit grossen Augen sah sie den Sprecher an, der mit jedem weiteren Wort die quälenden Zweifel bannte. Sie fasste seine Hände:

„O, wie danke ich Ihnen! Wie danke ich Ihnen! Aber ich muss ihn sehen!“

Sie hatte es herausgerufen, in leidenschaftlicher Angst, in einem erschütternden Taumel jahrelang verhaltener Sehnsucht.

Da ging die Tür auf und Claus trat herein. Die Schwester eilte auf ihn zu und ergriff seine beiden, von Arbeit harten Hände.

„Wo ist er, holen Sie ihn! Wie soll ich Ihnen allen danken!“

Und da kamen schon hinter Claus Fritz und Marie in die Kajüte.

Schwester Elisabeth zog mit tränenüberströmten Augen den Jungen an ihr Herz. Dieser wusste nicht, wie ihm geschah.

Wie in einem wirren, schönen Traum lag sein Kopf an ihrer Brust.

„Mein Junge! Mein Junge!“

Das war alles, was sie stammeln konnte. Dann schluchzte sie leise und abgebrochen.

Marie sah versteinert auf das Bild.

Da nahm sie Claus bei der Hand und führte sie zu der Schwester.

Er fühlte, dass es heiss in seinen alten Augen aufstieg.

„Hier, Marie, das Glück hat's gewollt, Fritz hat seine Mutter wieder gefunden.“

Ein irrer Aufschrei tönte aus dem Munde des Jungen. Er versuchte sich loszumachen aus der Umarmung.

Aber die Schwester hielt ihn fest, und sie fuhr mit der Hand über sein Haupt.

„Es ist so, Fritz, es ist so. Mein Junge, mein armer, lieber Junge! Du sollst alles erfahren. Jetzt nicht. Später, später. Es ist so. Es ist so.“

Und fest, als ob man das Kind ihr wieder nehmen wollte, zog sie den Jungen von Neuem an sich.

Jansen ging auf die Schwester zu und bog mit sanfter Gewalt ihren Kopf zurück. Er beugte sich nieder und küsste sie auf die Stirn. Dann sagte er leise:

„Jetzt wird alles wieder gut, Marie. Komm her zu uns. In Deiner Jugend musstest Du die Mutter entbehren. Und diese Mutter musste ihr Kind entbehren. Aber jetzt soll sich alles wieder zusammenfinden.“

Jetzt klärten sich auch die wild stürmenden Gedanken des Mädchens. Jetzt sah sie alles, was ihr vorher in zerrissenen Bildern unbegreiflich erschien.

Claus war still hinausgegangen.

Er wusste die vier Menschen nach dem ersten Sturm der Erregung still und glücklich.

Er ging, als ob ihm plötzlich ein Gedanken gekommen sei, wieder zurück. Jansen hatte die Hand der Schwester fest gefasst und sprach auf die Kinder ein, die allmählig das Wunder begriffen. Er sah durch die Türe und fragte:

„Liebe Schwester, was? Jetzt gehts doch mit auf unsere letzte Reise?“

Mit tränenfeuchtem Blick sah sie zu ihm auf.

Ein tiefes, ruhiges Glück leuchtete aus ihren Augen und sie nickte stumm mit dem Kopf.

Da ging Claus wieder an Deck.

Er stellte sich vor den Grossmast und rief:

„Kinners flaggt über de Toppen! Koptein Jansen hett sick verlobt und Fritz hett sin Modder wedder funnen!“

Die Matrosen kamen gelaufen und sahen den Alten mit offenem Munde an. Sie verstanden es nicht, und da musste er es wiederholen. Und auf einmal, wie aus einem Munde, schrieen sie alle in toller, ausgelassener Freude.

Hoch und immer wieder hoch!

Und der Ruf wälzte sich weiter über Deck. Er

drang zu den vier Menschen, die eng aneinander gelehnt mit klopfendem Herzen dem Rufe lauschten und in seliger Freude rings um sich her alles, alles vergassen.

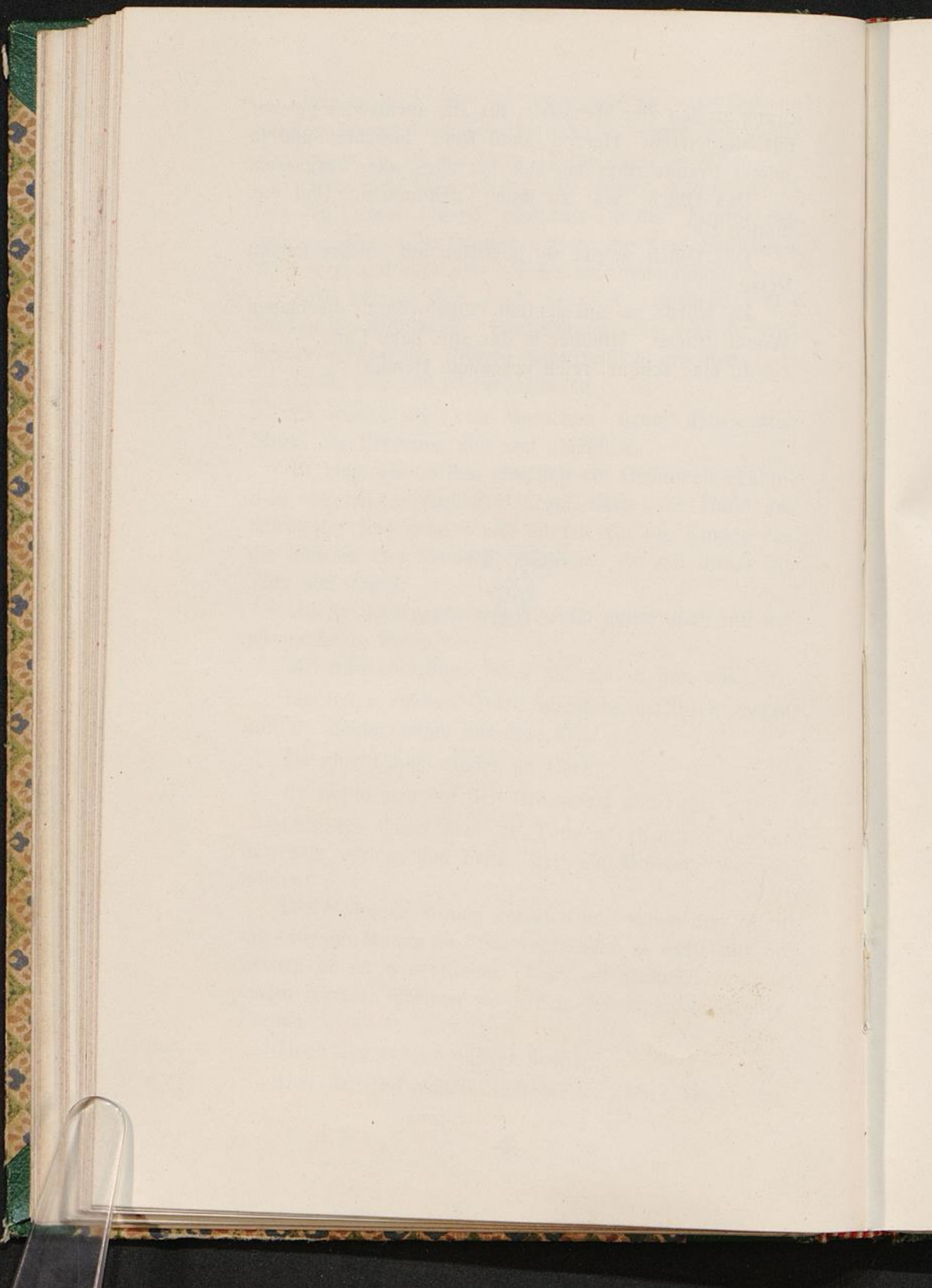
Das Glück war zu ihnen gekommen. Und das fühlten sie:

Das Glück würde sie begleiten auf dieser letzten Reise.

Es würde sie auf sanften Flügeln durch die blauen Wogen tragen. Hinüber in das alte, liebe Land.

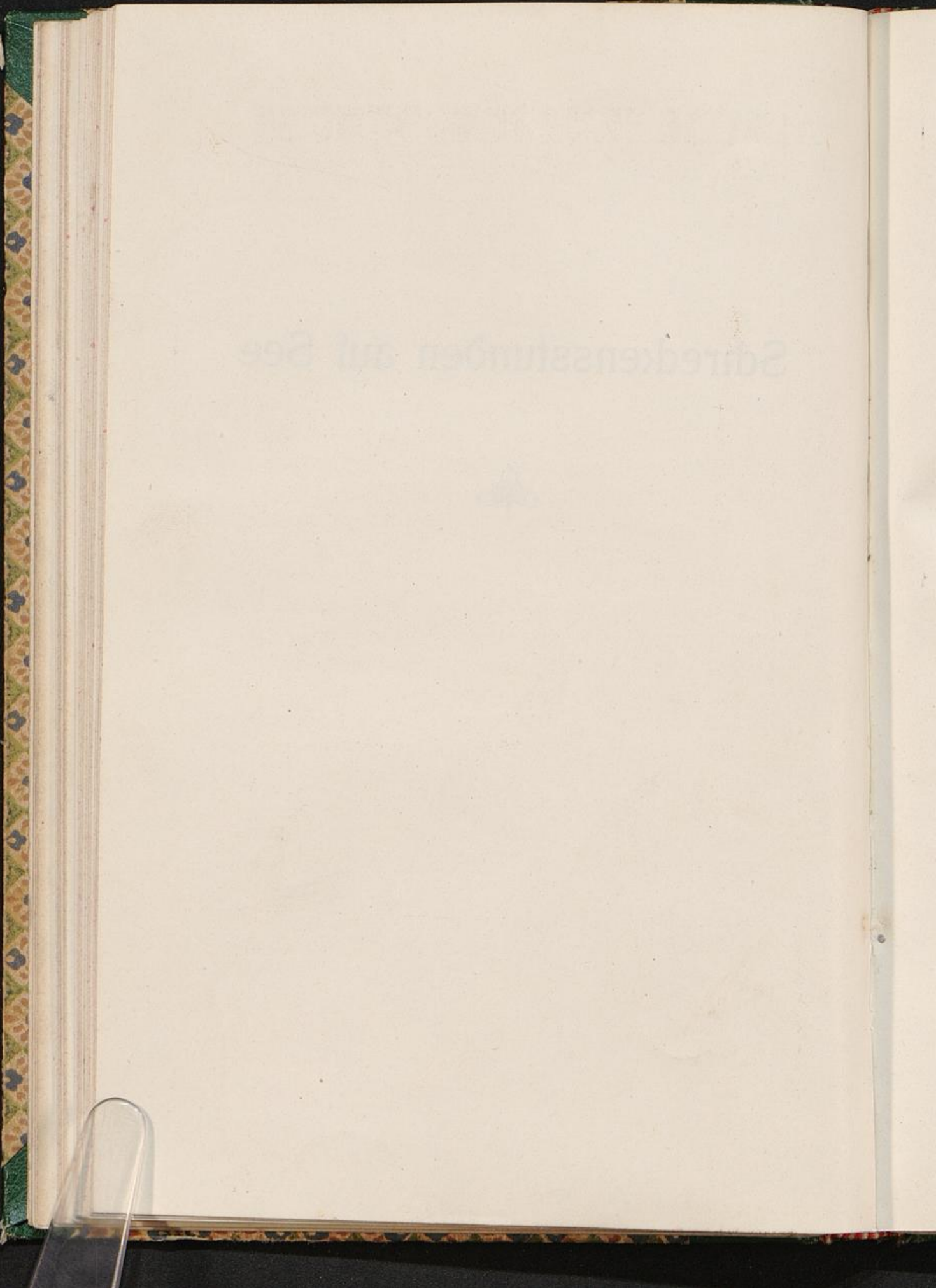
In eine schöne, reich gesegnete Heimat.

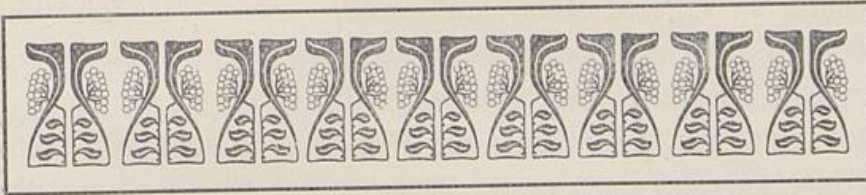




Schreckensstunden auf See







Der Hafen von Geestemünde erglänzte in dem Sonnenschein eines Spätherbstnachmittags. Die knarrenden Krane und die schweren Dampfwinden arbeiteten ununterbrochen und verursachten ein Getöse, das durch das Schleifen rostiger, schwerer Ketten, das Schreien der Matrosen und die Kommandorufe der Hafenslotsen noch verstärkt wurde.

An der Kaimauer des Hafens entlang schritten zwei Männer. Sie hatten Mühe durch all die Ballen, Kisten und Fässer durchzukommen. Der eine mochte ein hoher Sechziger sein. Er war das Urbild eines echten Seemannes der alten Schule: wetterhart, derb und grobknochig. Im markanten Gesicht, aus dem zwei noch immer fröhlich glänzende Augen in die Welt blickten, tausend Runzeln. Einer von denen, die aussterben, seit die Dampfmaschine erfunden ist. Das behaupten sie wenigstens selber von sich, diese alten Seebären — und so ganz unrecht haben sie nicht. Der Kapitän hatte im Hafen sein Schiff liegen und war gerade im Begriff, mit seinem Begleiter, einem Reeder, an Bord zurückzukehren.

Als die beiden bei dem Schiff ankamen, blieb der Kapitän verwundert stehen: „Sieh mal an! Ich habe da ja einen Nachbar bekommen. Ein „Norweger“, wie es scheint.“

Der Seemann personifiziert jedes Schiff. Er nennt ein fremdes Schiff nur mit dem Namen der Nation, der es angehört, und wenn er von seinem eigenen Schiffe

redet, so sagt er stets „ich“ oder „wir“. — „Ich bin draussen angefahren worden, ich habe gute Fahrt gemacht, ich hatte Reis geladen.“ Dies mag seinen Ursprung darin haben, dass ein Seemann in seinem Schiffe völlig aufgeht, dass er die Ruhe stiller Stunden und die Schwere der schrecklichen Stürme mit ihm gemeinsam durchlebt, dass er mit seinem Schiff kämpft und stirbt.

Der „Norweger“ wurde von den beiden einer eingehenden Musterung unterworfen, denn der Seemann kritisiert jedes fremde Schiff mit strengem, zeitweise sogar eifersüchtigem Blick. Fast so wie Frauen untereinander ihre Kleider mustern — jedoch mit mehr Sachlichkeit.

An diesem Fahrzeug fielen besonders die Masten auf. Es waren zwei gleich hohe, sogenannte Pfahlmasten. Vom letzten flatterte lustig die norwegische Flagge im deutschen Winde. Es war ersichtlich, dass die Masten nicht darauf berechnet waren, dem Fahrzeug als Zierde zu dienen. Offenbar war bei diesem Schiff die Schönheit auf Kosten der Sparsamkeit zu kurz gekommen. Es war eine „Kuff“ holländischer Bauart, deren Geburtsjahr schon manches Jahrzehnt zurückliegen mochte.

„Flid“ stand als Name an dem Heck des Schiffes mit grossen, unbeholfenen Buchstaben angemalt.

Plötzlich zeigte sich in den Zügen des Kapitäns eine ständig wachsende Unruhe. Suchend ging er an dem fremden Schiffe auf und ab, bald nach oben an die Masten sehend, bald den Bug mit scharfem Auge musternd. Er überhörte dabei die Fragen seines Begleiters. Auf einmal kam es heiser und stossweise von seinen Lippen: „Herrgott! Das ist ja meine alte „Maria“ die ich im September 1875 im Skagerrak verloren habe!“

Einen Augenblick schien der Alte die Fassung zu verlieren. War es möglich? Sollte jenes Schiff an den

nordischen Strand getrieben worden sein — als Ladung die Leichen von vier braven Seeleuten bergend?

Wild jagten die Gedanken dem Alten durch das Hirn. Ja, für ihn gab es keine Täuschung. Es war jenes Schiff!

Die beiden Männer stiegen an Bord des „Norwegers“, und das Befragen des Kapitäns bestätigte die Vermutung. Das Schiff war als Opfer des schrecklichen Septembersturms im genannten Jahre in der Nähe der norwegischen Küste gekentert und als Wrack treibend aufgefunden worden. Man hatte es aufgefischt, es wieder aufgerichtet und in Stand gesetzt.

Hastig hatte der Alte die Fragen an den norwegischen Kapitän gerichtet. Er zeigte jetzt an der Bordwand des Schiffes hinunter. „Ist Ihnen bekannt, ob an dieser Stelle des Schiffes, nachdem es aufgerichtet worden war, vier Leichen mit Tauen befestigt aufgefunden worden sind?“

Das Gesicht des Norwegers war ernst geworden. „Ich habe erfahren,“ sagte er, „unter welcher traurigen Umständen das Fahrzeug verloren gegangen ist. Habe auch erfahren, dass nur der Kapitän durch eine Verkettung eigenartiger Umstände vor dem Schicksal seiner Unglücksgefährten bewahrt geblieben ist. Die Leichen waren nicht mehr am Schiffe festgebunden, als man es fand; ich habe es damals selbst mit bergen helfen und fahre seit jener Zeit als Schiffer darauf.“

Der Alte vermochte seiner Rührung nicht mehr Herr zu werden. Eine Träne rann die runzliche Wange hinab. Er gab dem Norweger die Hand und sagte stockend: „Ich war Ihr Vorgänger auf diesem Schiffe.“

Dann wandte er sich rasch ab und ging zu seinem Schiffe hinüber. Sein Begleiter folgte ihm langsam und nachdenklich. In der Kajüte erst holte er den Kapitän wieder ein. Der sass bereits am Tisch, das Gesicht in beide Hände gestützt.

Endlich hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Der Sturm der Erinnerung konnte ihn nicht auf die Dauer niederwerfen. Er war zu hart und wettererprobt.

In der Nordsee bis hinauf zum Nordkap und dem Weissen Meere, in der Ostsee bis zur äussersten Ecke des Bottnischen Busens gab es kaum einen Hafen, den er nicht kennen gelernt hatte. Und er hatte mutig stets seinen Mann gestanden.

An welche Tage aus seinem sturmbewegten Leben mochte er jetzt denken? Vielleicht an die unzähligen Leidens- und Schreckensstunden, die er der See zu danken hatte?

Der Kapitän wurde aus seinen Träumen aufgestört. Sein Freund hatte ihm leise die Hand auf die Schulter gelegt.

„Ja, es ist eine traurige Geschichte. Du sollst sie hören.“

Und der Alte erzählte. Er war kein Redner, der mit Pathos seine Geschichte vortrug, aber er sprach fest und überzeugend.

„Vor dreissig Jahren also, am 20. September 1875, verliess ich mit der „Maria“ den Hafen von Geestemünde, um eine Ladung Petroleum in Fässern nach Danzig zu bringen. Das Schiff war zwar nicht mehr jugendlich, aber es war gut gebaut, und ich hatte nichts gespart, um es in einem seetüchtigen Zustande zu halten. Da auch die Ladung und die noch nicht weit vorgerückte Jahreszeit keinen Anlass zu Bedenken gaben, traten wir die Reise in der Hoffnung an, den Bestimmungsort vor Eintritt der Herbststürme zu erreichen.

Das zu Anfang der Reise gute Wetter fing nach einigen Tagen an unruhig zu werden. Der Wind steigerte sich am 26. September zum Sturm. In der darauffolgenden Nacht trieb die „Maria“ vor kleinen Segeln bei schwerem Sturm aus südwestlicher Richtung in das Skagerrak hinein. Da sich das Schiff trotz des schweren

Arbeitens in der hohen See dicht hielt, hofften wir, das Wetter gut zu überstehen. Auch nahm ich an, dass der Sturm bei Tagesanbruch abflauen würde.

Leider sollte sich diese Hoffnung nicht bestätigen.

Im Laufe des Vormittags wuchs sich der Sturm zu einem Orkan aus. Wild türmten sich die Wogen auf, und Sturzsee über Sturzsee brauste über unser Schiff hinweg.

Was wir unter diesen Umständen befürchten mussten, sollte nur zu bald eintreten. Die in kurzen Zwischenräumen vorgenommenen Peilungen der Pumpen ergaben am Nachmittage, dass das Schiff leck gesprungen war. Was es heisst, inmitten eines solchen Wetters auf einem leck gewordenen Schiffe um das bisschen Leben zu ringen, das kann nur der ermessen, der schon einmal in einem solchen Kampf gestanden hat.

Der Abend brach herein, und wir wussten, dass wir einer schlimmen Nacht entgegengehen würden.

Von Zeit zu Zeit schien der Sturm nachzulassen; aber es war nur die unheimliche Stille kurzer Minuten, die um so schwereren Böen vorausging.

Unaufhaltsam stieg das Wasser im Schiff.

Und als die Nacht wich, als eine graue Dämmerung siegreich die schwarzen Wolken der Nacht teilte, da hatten wir die traurige Gewissheit, dass wir rettungslos der Katastrophe entgegengingen.

Der Tag brach herein.

Wie eine glühende, zuckende Masse leuchtete die rote Morgensonne durch die vom Sturm zerfetzten Wolken. Bald wieder wich diese blendende Helle einer stahlgrauen Dämmerung, die aber kurz darauf wieder vom Winde zerstreut wurde.

Und rings, soweit man sehen konnte, nur hohe, wogende Wellen, tiefdunkel, mit weissem Gischt.

Das Schiff arbeitete jetzt schon schwerer und schwerer in der hochgehenden See. Nur ganz langsam,

als ob es müde vom Kampfe sei, richtete es sich wieder auf, wenn eine Sturzsee es auf die Seite gedrückt hatte.

Es neigte sich tiefer und tiefer. Bald würde das völlige Kentern des Schiffes eintreten.

Als wir das Zwecklose weiterer Arbeit einsahen, wurde die Tätigkeit an den Pumpen eingestellt. Ich stand mit den vier Mann der Besatzung auf dem Achterdeck.

Ruhig und gefasst berieten wir unsere Lage.

Seit Tagesanbruch wehte bei uns die Notflagge. Aber welches der hier und dort auftauchenden Schiffe sollte uns Hilfe bringen? — Hatte doch jedes selbst mit sich genug zu tun!

Aber die Hoffnung kommt dann doch wieder über den Menschen und lässt ihn nicht los. Er kürzt den fruchtlosen Kampf nicht ab, er geht nicht freiwillig hinab — nur fester und fester klammert er sich an. — —

Mit grösster Anstrengung arbeitete ich mich bis zur Kajüte, die im hinteren Schiffe lag, durch. Ich riss ein Blatt aus meinem Notizbuch und warf schnell ein paar Zeilen hin. Es sollte der letzte Gruss an Weib und Kind sein.

In einer festverschlossenen Flasche wurde er dem Meere übergeben.

Als ich wieder aus der Kajüte kam, waren meine Leute wieder von neuer Hoffnungsfreudigkeit beseelt und von neuer Lebenskraft erfüllt.

Ein Schoner war in unsere Nähe gekommen und hatte uns bemerkt.

Er machte Manöver, um näher an uns heranzukommen, musste aber einsehen, dass, selbst wenn ihm dies gelingen sollte, für unsere Rettung damit nichts getan sein würde.

Ein Boot auszusetzen, war bei dem schweren Wetter unmöglich. Die Leute, die etwa den Versuch gewagt hätten, wären dem Untergange geweiht gewesen.

Unsere verzweifelte Lage schien aber doch den Kapitän des Schoners zu bestimmen, selbst das Ausichtsloseste nicht unversucht zu lassen.

Er setzte Segel, um an die Luvseite der „Maria“ zu gelangen. Er beabsichtigte anscheinend, eine Verbindung durch Leinen zwischen den beiden Schiffen herzustellen. Dies war unter den bestehenden Verhältnissen ein ausserordentlich gewagtes Manöver. Wie leicht konnten einander die Schiffe durch irgend einen Zufall zu nahe kommen! Das hätte den Untergang beider unfehlbar herbeigeführt.

Es sollte nicht so weit kommen.

Eine einfallende schwere Bö führte dem Schoner die wenigen, zur Durchführung des Manövers notwendigen Segel fort.

Der Versuch war misslungen.

Die Entfernung zwischen beiden Schiffen wurde grösser und bald war der Schoner unserem Gesichtskreise entschwunden.

Es war gegen sieben Uhr morgens.

Die schwere Bö, die die nahe Hilfe vernichtet hatte, wühlte die See noch mehr auf. Was während all der schrecklichen Stunden befürchtet worden war, trat ein.

Eine gegen den Luv der „Maria“ prallende schwere See drückte das Schiff ganz auf die Seite, so dass die Masten im Wasser lagen und die Wogen über den flachen Schiffsrumpf rollten wie über eine Klippe.

Unser Schicksal war besiegelt, denn auf der aus dem Wasser ragenden Seite des Schiffes konnten wir uns unmöglich lange halten.

Wir klammerten uns kniend an dem Holze fest. Unablässig spülte die See über uns hinweg. Jede neue Woge konnte uns mit fortnehmen.

Drei meiner Gefährten vermochten sich jetzt an dem Schiffe festzubinden. Ich hatte zum gleichen Zwecke eine Brassleine ergriffen. Ich gab diese jedoch dem in

meiner Nähe sich festklammernden Schiffsjungen, der kein Tau hatte erreichen können.

Ich versuchte jetzt, die Taljereepen vom Besanmast zu lösen, um mich damit festzubinden. Es stellte sich jedoch heraus, dass das Tau nicht genug nachgab, und dass es auch nicht so geschmeidig war, um einen Knoten damit schlagen zu können. Ich musste mich daher damit begnügen, das um meinen Körper geschlungene Tau zu einem halben Knoten geschlagen mit den Händen zusammen zu halten.

In dieser Lage warteten wir auf das unvermeidliche Ende.

Es wurde dunkler und dunkler. Der Sturm nahm immer zu.

Wie lange dieses entsetzliche Spiel währte, weiss ich nicht zu sagen. Zwischen dem Todesschrei der Angst und dem wunden Ruf der Verzweiflung liegt keine Zeit, um der brutalen Grausamkeit einer entfesselten Natur nachzudenken.

Wieder wurde das Wrack unter einem Wasserberge begraben. Ein Tosen und Krachen begleitete die stürzende Woge.

Der letzte Aufschrei von fünf Menschen, der wie das Heulen eines gehetzten Wildes klang, drang matt in das Branden der rollenden Wogen.

Dann war es still. — —

Aber was war das? Lebte ich noch, oder zitterte nur noch das Leben in dem bereits entseelten Körper nach?

Nein, ich atmete, und das Tageslicht umgab mich noch.

Als die Sinnestätigkeit zurückkehrte, sah ich, dass ich mich auf dem Boden meines Schiffes befand.

Dieses war völlig gekentert und trieb kieloben.

Im Augenblicke des Versinkens hatte ich den nur lose geschlungenen Knoten des Tauendes losgelassen.

Ich trieb wieder an die Oberfläche und gelangte so auf den Boden des Schiffes.

Mein erster Gedanke galt den Unglücksgefährten.

Die Armen hatten sich aber zu gut befestigt, keine Hand löste jetzt mehr den Knoten, der sie mit dem Tode verband.

Aber war ich denn besser daran, als die Ertrunkenen?

Die hatten überwunden, ich aber schien durch den Zufall bestimmt zu sein, den grauenvollen Kampf noch fortsetzen zu müssen.

Eines war mir sofort klar: auf dem schlüpfrigen Boden des Schiffes würde ich mich nicht halten können. War es doch ein Wunder, dass die Woge, die meinen Körper hinaufspülte, mich nicht auch gleich wieder in die Tiefe gezogen hatte.

Ich klammerte mich kniend an dem Kiel krampfhaft fest und musterte meine Umgebung.

Da sah ich in der Nähe ein grösseres Stück Wrackholz treiben.

Sollte es vielleicht doch noch ein Mittel zur Rettung geben?

Ich hatte sofort die Gewissheit, dass jenes Holz meinen ermatteten Gliedern einen weit besseren Ruhepunkt gewähren würde, als der schaukelnde Boden des Schiffes. Und aus der Todesangst, die den Menschen alles wagen lässt, war auch schon mein Entschluss gefasst.

Mit der nächsten Woge liess ich mich vom Schiffsboden wegtreiben, und es gelang mir, unter Aufbietung aller Kräfte, an das Wrackholz heranzukommen und mich hinauf zu arbeiten.

Als ich mich oben befand, erkannte ich in dem Holz das treibende Deck meiner Kajüte. Es musste durch den infolge des Kenterns im Schiffe entstandenen Luftdruck

abgeplatzt sein, und war noch, wie ich sah, durch eine Leine mit der „Maria“ verbunden.

Es war dies eine Lotleine, die an dem Kajütendeck ihren gewöhnlichen Platz gehabt hatte.

Das war denn auch die Erklärung für die auffallende Erscheinung, dass sich das treibende Deck nicht sofort von dem gekenterten Schiffe entfernt hatte.

Meine nächste Aufgabe bestand darin, diese Verbindung zu lösen, um aus der gefährlichen Nähe des Schiffes wegzukommen.

Vielleicht wurde ich in den Kurs vorbeifahrender Schiffe getrieben. Vielleicht?

Wir kennen kein grausameres Wort als dieses.

Der Arzt am Sterbebette eines Menschen sagt es den Angehörigen als schwachen Trost in schweren Stunden. Der verhungerte Bettler baut im Gedenken an dieses Wort schillernde Luftschlösser, die traurig nachher zusammenbrechen. Der wund gehetzte Flüchtling rechnet bis zum Tode mit diesem „Vielleicht!“

Nur ein Narr hofft!

Wie selten kommt der Zufall, der dem „Vielleicht“ folgen soll, dem bedrängten Menschen zu Hilfe.

Aber auch ich hoffte auf eine zufällige Erlösung aus meiner Not.

In Ermangelung eines Messers — ich hatte mich schon vor dem Kentern des Schiffes meiner Oberkleider entledigt — zerrieb ich die Notleine an einem aus dem Wrackstücke hervorstehenden eisernen Bolzen.

Bald trieb ich, von der letzten Verbindung mit meinem Schiffe gelöst, auf der aufgeregten See einem unbekanntem Schicksal entgegen. Einstweilen — das musste ich mir selber sagen — hatte sich meine Lage nicht verschlimmert.

Das festgefügte Deck hatte eine genügend grosse Fläche, um nicht so leicht von der See umgestürzt werden zu können. In einem Boote wäre ich bei solchem

Wetter nicht so gut aufgehoben gewesen. Alles aber hing lediglich von dem Zufall ab, ob er mein Floss der Rettung oder dem Untergange zuführen würde.

Jedenfalls musste ein günstiger Zufall bald eintreten, denn meine Kräfte waren infolge der erlittenen Strapazen nahezu verbraucht.

So trieb denn das Floss einsam inmitten der Wasserberge.

Der Sturm hatte sich noch nicht gelegt. Mit erneuter Wucht, wie zum Hohne, trieb er Woge auf Woge an mir vorbei. Ich versuchte von Zeit zu Zeit aufzustehen, um nach einem Schiffe auszuspähen. Vielleicht wurde ich dann auch gesehen.

Ich hielt mich dabei an der Leine, die an dem Deck befestigt war. Ohne diese Hilfe hätte ich mich keinen Augenblick auf dem Floss, das wie ein Ball von den erregten Wogen hin und her geworfen wurde, halten können. Zur Schonung meiner Kräfte sah ich mich dann wieder genötigt, durch die viereckige, in dem Deck befindliche Lichtöffnung zu sinken. Mit ausgebreiteten Armen glitt ich in die Oeffnung hinein, mich in dieser Lage vermittels der Arme stützend.

Abwechselnd richtete ich mich auf und kehrte wieder, wenn mein Auge in der weiten Wasserwüste keinen Anhaltspunkt gefunden hatte, trostlos in meine Versenkung zurück.

Oft glaubte ich, wenn eine hohe See mein Floss auf den Nacken nahm und mir dadurch eine weitere Fernsicht gestattete, ein Schiff zu erblicken. Aber die Zeit lehrte, dass ich mich geirrt hatte, oder dass das Schiff, falls ich richtig gesehen hatte, langsam wieder aus meinem Gesichtskreise entschwand.

Mit den hinschleichenden Stunden sank meine Hoffnung auf Rettung mehr und mehr. Ich würde schliesslich nicht mehr die Kraft haben, mich aufzurichten, würde mich in die Nähe kommenden Schiffen nicht bemerkbar

machen können! Man würde von dem Stück Wrackholz aber, auf dem man doch kein lebendes Wesen vermutete, weiter keine Notiz nehmen! —

So war ich zwischen Todesangst und Hoffnung bereits mehrere Stunden getrieben, als ich luvwärts von meinem Wrack ein Schiff erblickte, das mich wohl erreichen konnte, wenn es mir gelang, mich bemerkbar zu machen. Mein Floss trieb nicht weit ausserhalb des Kurses jenes Schiffes.

Was ich schon vorher einigemal vergeblich versucht hatte, sollte jetzt endlich gelingen!

Ich richtete mich wieder auf. Mit der Linken mich festklammernd an das Tau, schwenkte ich mit der Rechten ein Stück meines Unterzeuges. Und bald hatte ich die Gewissheit, dass das Schiff mich gesehen hatte, denn es änderte seinen Kurs in der Richtung auf mich zu.

Jetzt folgten Minuten tödlicher und doch so hoffnungsfreudiger Qual. Sollte es wahr werden? Sollte ich doch noch dem wilden Element entrinnen?

Mit raumem Winde kam das Schiff auf mich zu.

Als Seemann wusste ich, dass die Möglichkeit einer Rettung einzig darin bestand, dass ich eine mir zugeorfene Leine ergreifen könnte. Würde ich meine Kräfte noch so weit anspannen können, um die Leine festzuhalten?

Um den Wellen keinen Widerstand zu bieten, entledigte ich mich des Restes meiner Kleidung.

Nackend, aus mehreren Wunden blutend, die die scharfen Holzkanten verursacht hatten, stand ich da und wartete.

Näher und näher kam das Schiff. Trotz der kleinen Segel, die es führte, wurde es mit einer solchen Geschwindigkeit durchs Wasser getrieben, dass ich dem Sprung, der augenblicklich erfolgen musste, voller Angst entgensah.

Ich war mir klar darüber, dass von seiten des

Schiffes nicht mehr getan werden konnte, als was ich geschehen sah. Alles andere würde von meinen Kräften abhängig sein.

Ich sah die Mannschaft mit Handleinen an der Reeling stehen, um sie mir im gegebenen Augenblick zuwerfen zu können.

Endlich war dieser Augenblick gekommen.

Leinen flogen auf mich zu. Schreie und ermunternde Zurufe wurden laut.

Aber die Entfernung war zu gross, und die Leinen fielen zu kurz! Wie ein Sturmvogel schoss das Schiff an mir vorbei.

Wohl sah ich die Leinen in nicht allzugrosser Entfernung im Wasser aufschlagen, aber ich konnte den Sprung nicht wagen.

Zwischen dem Schiffe und mir Berge und Täler von Wasser und dazu die von Sekunde zu Sekunde grösser werdende Entfernung!

Das Heck des Schiffes, an dem Name und Ort „Ferdinand — Danzig“ stand, schwand mehr und mehr.

Ich sah mich wieder allein in dem wilden Wellengebrause.

Wohl trachtete der brave Kapitän des „Ferdinand“ wieder die Höhe des Flosses zu gewinnen, um den missglückten Rettungsversuch noch einmal zu wagen, aber Wind und Wetter waren erbarmungslos.

Als das Schiff an den Wind kam, platzten die Segel, barsten von unten bis oben und flogen in Fetzen davon.

Jetzt nur noch dem Sturm und dem Wogendrange gehorchend, fiel das Schiff von seinem Kurse ab und schwand mehr und mehr meinem Gesichtskreise.

Die Braven hatten alles aufgeboten, um mich aus meiner Not zu retten.

Es war vergebens gewesen.

Wer könnte den Schmerz und meine Verzweiflung beschreiben, als ich wieder einsam und verlassen auf

dem Meere dahintrief! War es Wut oder Wahnsinn, was mein Herz zusammenkrampfte?

Ich liess mich ermattet auf mein schwankendes Holz sinken. Ich war jetzt bereit, zu sterben.

Gar hart war der Kampf, den ich geführt hatte, aber ich musste mich ergeben — ich hatte das Spiel verloren!

Es ist nicht so schwer, nach solchem Kampfe zu sterben. Unwillkürlich setzt der Mensch in dieser Lage dem näherkommenden Tode nicht mehr den eisernen Widerstand entgegen. Der Tod hat leichte Arbeit, denn sein Opfer ist müde und matt.

Auch ich sehnte jetzt den Tod herbei. Mir war der Mut zu weiterem Ringen geschwunden.

Durch die grauen Wolken brach jetzt siegreich die Sonne. Aber der Sturm toste mit unverminderter Kraft weiter. Die weissen Schaumkämme leuchteten und glitzerten auf den tiefgrünen Wellen, so dass meine müden Augen geblendet wurden. Brausend stürzte sich Woge auf Woge brandend über das Floss. Wie in Zuckungen schwankte das Stück Holz auf den Gewässern. Schwarze Wolken hingen wie Riesenfittiche zerfetzt am Himmel. Und wenn es schien, als ob der Sturm sich für Minuten legen würde, dann setzte er im nächsten Augenblicke wieder ein, und die Wasserberge hoben und senkten sich wie vorher.

Langsam schloss ich die Augen. Mein nackter Körper war kalt, eiskalt. An den Armen und an den Hüften fühlte ich jedoch noch warmes Blut. In die Wunden, die das Holz gerissen hatte, spritzte unaufhaltsam das brennende Salzwasser.

Ja, ich fühlte, dass ich noch am Leben war. Meine verdorrte Kehle lechzte nach einem Tropfen frischen Wassers.

Aber keine Hilfe kam.

Verzweifelt schrie und stöhnte ich nach dem erlösenden Ende.

Aber es kam nicht.

Die Sonne hatte schon lange ihren höchsten Stand erreicht. Sie war bereits im Sinken.

Noch einmal richtete ich mich mit aller Kraft auf. Noch einmal wollte ich in die Ferne spähen. Dann wollte ich dem Tode in die geöffneten Arme sinken, wollte selbst sagen: „Hier nimm mich hin. Hier hast du mich endlich!“

War es Täuschung? Wurde ich in meinem grossen Leide von einem gleissenden Phantom genarrt?

Ein Schiff kam langsam in günstiger Richtung auf mein Floss zu.

Sollte ich noch einmal diese fürchterlichen Stunden durchleben?

Die Gier nach dem Leben, die gewaltig, mit übermenschlicher Kraft in des Menschen Seele schlummert, siegte wiederum. Die unendliche Sehnsucht nach Ruhe, nach Frieden wich, und Lebensdurst rüttelte mich aus meiner dumpfen Verzweiflung wieder wach.

Ich richtete mich noch ein Mal auf und schrie mit heiserer Stimme in den Sturm hinein.

Ich schrie mit Aufbietung aller Kräfte, als könne das schwache menschliche Schreien das brandende Tosen des wilden Meeres übertönen.

Man hatte mich auf dem Schiffe bereits bemerkt.

Dieselben Vorgänge wie bei dem missglückten Versuche am Vormittag spielten sich wieder ab, nur lief das Schiff diesmal so dicht an dem Floss vorüber, dass man mir im gegebenen Augenblicke eine Leine fast in die Arme werfen konnte.

Es handelte sich jetzt nur darum, ob meine Kräfte noch ausreichen würden, mich an der Leine festzuhalten, wenn ich daran emporgezogen werden sollte.

Ich fasste in blinder Verzweiflung die Leine.

Schon befand ich mich an der Schiffsseite, schon fühlte ich mich emporgezogen, als eine schwere, an die

Bordwand anprallende Woge sich über meinen Körper wälzte und mich unter sich begrub.

Hatten schon vorher meine Kräfte kaum ausgereicht, diesem neuen Drucke waren sie nicht gewachsen. Die Leine glitt durch die kraftlosen Hände, sie riss Fetzen Fleisches mit fort. Ich befand mich bereits unter dem Heck des Schiffes. Da hörte das Gleiten auf.

Dann verliess mich das Bewusstsein.

Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, fand ich mich in der Kajüte des Schiffes wieder. Es war die schwedische Brigg „Bi“, die mit einer Ladung Kohlen nach der Ostsee bestimmt war.

Ich war, wie sich herausstellte, durch einen glücklichen Zufall mit dem Körper in einen Rettungsring geraten, den meine Retter, wie üblich, an das Ende der Leine gebunden hatten!

Gerettet!

Noch wagte ich diesen Gedanken nicht auszudenken. Aber ich lebte und atmete.

Das trübe Tranlicht, das von der Decke der niederen Kajüte herabhing, schien mir die alles belebende Sonne zu sein. Ich war gerettet, lebte als Mensch noch unter Menschen!

Wie milde Rührung kam es über mich. Ich, der noch kurz vorher an der Schwelle des Todes hart blieb, fand hier zum ersten Male in meinem Unglück Tränen — Tränen unfassbarer Freude.

In solchen Augenblicken macht man kindliche Versuche, um sich die erlösende Gewissheit der Rettung zu verschaffen. Man bewegt die Hände, die Arme, man überwacht diese Bewegungen so lange, bis man die feste Ueberzeugung hat: Ja, du bist es — es sind wirklich deine Bewegungen!

Nachdem ich mich so überzeugt hatte, dass ich in keinem trügerischen Traumgebilde gefangen war, dachte ich über meine Lage nach.

Mein Körper war von schmerzenden Wunden bedeckt, das Wrackholz, auf dem ich stundenlang nackend herumgetrieben war, hatte überall seine Spuren an mir hinterlassen.

Mit liebender Sorgfalt nahmen sich indes die Retter meiner an, so dass die völlige körperliche Ermattung bald überwunden wurde. Ich folgte jetzt den Vorgängen, die sich in meiner näheren Umgebung abspielten, mit neuem und erhöhtem Interesse.

Ab und zu kam der Kapitän mit dem Steuermann in die Kajüte. Sie hielten, über die Karten gebeugt, Beratungen ab, an denen ich ungewollt teilnahm. Ich erkannte nur zu bald, dass ich wiederum in eine trostlose Lage hineingeraten war, denn das Schiff befand sich in einem hoffnungslosen Zustand.

Die „Bi“ war mit Kohlen beladen und hatte bereits derart gelitten, dass die Leute auch hier schon an den Pumpen standen.

Ich war bald wieder allein in der Kajüte. Dumpf drang das gleichmässige Stampfen der Pumpen an mein Ohr. Ich weiss nicht mehr, in welchem Zustande ich mich nach dieser traurigen Gewissheit befand. Es ist mit Worten auch schwer zu sagen. Jede Bewegung, die das Schiff machte, schien mir die letzte zu sein. —

So vergingen Stunden banger Qual. Der Abend kam. Das Wetter war noch nicht besser geworden. Das Schiff war in doppelter Gefahr: es konnte von demselben Geschick ereilt werden, wie meine „Maria“, oder es konnte in der Nacht auf die schwedischen Klippen treiben. —

Wieder kamen der Kapitän und der Steuermann in die Kajüte. Ihre Unterredung, deren Zeuge ich sein musste, belehrte mich, dass man sich der Gefahr wohl bewusst war, aber ich erkannte auch, dass man sich über den Schiffsort insofern in einem Irrtum befand, als man die Entfernung von der schwedischen Küste weiter

und daher gefahrloser schätzte, als sie in Wirklichkeit war.

Die beiden glaubten, im Notfalle noch bis zum anderen Morgen treiben zu können, während ich die feste Ueberzeugung hatte, dass der bei westlichen Stürmen in das Skagerrak einsetzende scharfe Strom schon in der Nacht für uns die Katastrophe herbeiführen musste. Da ich meinte, auch wieder Rechte an das Leben erworben zu haben, machte ich den Kapitän, nachdem sich der Steuermann aus der Kajüte wieder an Deck begeben hatte, auf das Bedenkliche des gefassten Entschlusses aufmerksam, ihm an der Hand der Karte die Lage nach meiner Beurteilung näher erläuternd.

Der Berechtigung meiner Bedenken konnte sich der Kapitän nicht verschliessen. Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder in einem norwegischen Hafen Zuflucht zu suchen, oder die Strandung auf den schwedischen Klippen! Wer aber wollte es wagen, in der dunkeln Nacht das Schiff in einem solchen Zustande in einen norwegischen Hafen zu bringen?

Lotsen waren bei solchem Wetter nicht auf See; darüber bestand bei uns beiden kein Zweifel.

Ich wollte und konnte es wagen!

Unzählige Reisen hatte ich nach den in Betracht kommenden norwegischen Häfen gemacht. Die Befahrung des Fahrwassers, die Stromverhältnisse, die Lage der Ankerplätze — kurz alles war mir, auch ohne Zuhilfenahme einer Karte, auf das innigste vertraut. Ich durfte also das Unternehmen wagen und erklärte es dem Kapitän.

Eine nochmalige Beratung zwischen diesem und seinem Steuermann führte zur Ablehnung meines Anerbietens.

Ich konnte es der Schiffsleitung nicht verdenken, ihre Verantwortung nicht in die Hände eines ihnen wildfremden Menschen legen zu wollen.

Ich sank wieder zurück und gab mich traurigen Betrachtungen hin. Die Erlebnisse der letzten Stunden zogen wieder an mir vorüber. War meine vor dem Kentern meines Schiffes abgegebene Flaschenpost auf der Reise? Würde sie meinen Angehörigen jemals zugestellt werden? Wie lange würde es noch dauern? Wann würden wir endlich auf den tiefen Meeresboden zur wohlverdienten Ruhe sinken? —

Wind und Wetter hatten sich immer noch nicht gebessert, und die verhängnisvolle Verschlimmerung in dem Zustande unseres Schiffes konnte jeden Augenblick eintreten.

Das schien den Kapitän zu bewegen, nochmals mit mir zu verhandeln.

Er kam wieder in die Kajüte und fragte mich, ob ich meiner Sache denn wirklich sicher sei.

Ich antwortete ihm, dass ich hoffte, das Schiff bis zum anderen Morgen auf einen sicheren Ankerplatz zu bringen, — vorausgesetzt, dass es mässigen Druck der Segel aushalten und dem Steuer gehorchen würde.

Da ich meiner Sache gewiss schien und dieser Gewissheit auch in überzeugenden Worten Ausdruck verlieh, wurde ich von dem Kapitän gebeten, an Deck zu kommen. Dort sollte ich die nach meiner Auffassung notwendigen Massnahmen mit der Schiffsleitung beraten und den zu steuernden Kurs angeben.

Das war allerdings eine schwere Aufgabe für meinen ermatteten Körper. Aber es musste sein.

Nicht nur meine eigene Not trieb mich. Ich konnte vielleicht das Leben von zehn Menschen retten, von Menschen, die alles angewandt hatten, einen nackten, verzweifelten Schiffbrüchigen zu retten.

Mühsam kletterte ich in Kleidern des Steuermanns an Deck. Ich vermochte kaum zu stehen. In sitzender Stellung, das Nachtglas vor den Augen, unter Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte, ver-

brachte ich den grössten Teil der kalten Nacht auf der Kommandobrücke, und manchen Zweifel, ob auch alles gut gehen würde, hatte ich bei dem Kapitän noch zu besiegen.

Endlich — gegen vier Uhr morgens — lag das Schiff auf einem geschützten Ankerplatz des Kristianafjords vor Anker.

Wir reichten uns gegenseitig die Hand.

Die Sonne kam glühend im Osten hervor und beschien eine glückliche Schar.

Ich wurde in einem Bote nach Frederiksstad gebracht. Dort ging ich aufs Konsulat und erledigte meine Obliegenheiten. Dann telegraphierte ich meine Rettung nach Hause. —

Es ist jetzt nicht viel mehr zu erzählen. Als ich mich einigermaßen von den Strapazen erholt hatte, trat ich die Heimreise an, um Weib und Kind wiederzusehen.

Ich kann die Gefühle nicht beschreiben, die mich packten, als ich die Dächer der alten Häuser meiner Heimat von ferne im Abendglanz liegen sah.

Aber ich wusste auch, dass das Wiedersehen nicht überall so freudig sein konnte. Warteten doch die Angehörigen meiner vier ertrunkenen Schiffskameraden in banger Sorge auf meine Wiederkehr. Vielleicht konnte ich doch noch ein Wort der Hoffnung sagen, ein Wort, das ihren Gram linderte und ihre Herzen höher schlagen liess.

Ich konnte es leider nicht.

Und wie ich nachher die verstörten Gesichter sah, wie ich das herzerreissende Schluchzen hörte, da fiel es mir unendlich schwer, Worte des Trostes zu finden.

Hundertmal musste ich erzählen, wie sich's zuge-
tragen hatte. Immer wieder sagte ich, dass den vier
Braven der Tod als Erlöser, als Befreier gekommen war.
Was nützte das alles?“

Der Erzähler schwieg.

Die Nacht war hereingebrochen. Die beiden Männer standen auf und gingen an Deck. Silber flimmerten Millionen Sterne am Himmelsmeer, das weit, weit draussen mit der dunkeln See zusammenzustossen schien.

Von Zeit zu Zeit tauchten über dem Deich die Lichter eines langsam vorbeiziehenden Schiffes aus dem Dunkel auf; dort wurde eine Möwe aufgeschreckt, die mit heiserem Schrei über ihrem Lagerplatze kreiste, bis wieder alles ruhig war.

Nur die Wellen sangen ihr eintöniges, uraltes Lied.

Der alte Kapitän knüpfte wieder an seine Erzählung an. „Die Geschichte ist jetzt eigentlich aus, aber ein paar Zufälligkeiten, die noch mitspielten, werden dich gewiss interessieren.

Bald nach meiner Ankunft in der Heimat reiste ich nach Emden, um bei der Seeversicherung Bericht über den Verlust des Schiffes abzustatten. Als ich wieder nach Hause kam, hielt mir meine Frau meine Flaschenpost entgegen.

Sie hatte Tränen in den Augen.

Der Zettel war ihr von einem Verwandten aus einer schwedischen Stadt zugestellt worden. Ich zeig' dir nachher noch den Brief, der dabei war. Mein Vetter, der mit einem Schiff jene Stadt besuchte, kam damals zufällig auf jenes Konsulat. Während er mit dem Konsul verhandelte, wurde die Flaschenpost von einem Boten hereingebracht. Der Konsul las den Zettel und überreichte ihn meinem Vetter mit der Frage, ob er mich nicht kenne; er sei ja auch ein Deutscher.

Man kann sich das Erstaunen des Mannes vorstellen, wie dieser Zufall ihm meinen Tod und den Untergang meines Schiffes ankündigte.

Er hat dann schweren Herzens seiner Pflicht genügt und meiner Frau die Post geschickt.

Ich wurde natürlich von allen Seiten über meine wunderbare Rettung derart mit Fragen bestürmt, dass ich einen kurzen Bericht aufsetzte und ihn der „Ostfriesischen Zeitung“ in Emden übergab. Diese brachte ihn denn auch in ihrer Nummer vom 28. Oktober des Jahres 1875.“

Die beiden Freunde gingen wieder in die Kajüte hinab. Der Kapitän fuhr fort: „In derselben Nummer des Blattes ist auch ein Brief abgedruckt, der mit zu dieser Geschichte gehört, und den ich dir gleich vorlesen werde. Kurz nach meiner Ankunft in der Heimat hielt ich mich nämlich für verpflichtet, dem braven Kapitän des „Ferdinand“ aus Danzig meinen Dank auszusprechen. Hatte er doch unter den schwierigen Umständen zweimal versucht, mich von meinem Floss zu retten. Ich schrieb daher an den Reeder des „Ferdinand“, um den Kapitän für seine Rettungsversuche zu danken.“

Der Alte zog aus seiner Brusttasche unter mehreren Papieren ein vergilbtes Schriftstück hervor. Er gab es seinem Freunde, und der las:

Danzig, den 12. Oktober 1875.

Selten hat mir ein Brief solche Freude gemacht, wie der soeben von Ihnen empfangene. Unter dem 1. Oktober schrieb mir der Kapitän H. Holtz von meinem Schiffe „Ferdinand“, nachdem er mir geschildert, welche schweren Stürme ihn zum Einlaufen in Vallö bei Tönsberg gezwungen, wörtlich wie folgt:

„Jedoch das schlimmste stand mir noch bevor. Denn um elf Uhr vormittags, nachdem ich schon einige Wrackstücke und Planken passiert hatte, sah ich bei hohem Seegange eine Flagge zu luvwärts zeitweise auftauchen, und ich hielt auch dieses für ein Wrack, jedoch beim Näherkommen erkannte ich einen Menschen auf

einem Kajüts- oder Roofdeck treibend, der dieses Signal machte. Da ich glaubte, den Mann zu erreichen, steuerte ich beim Winde auf ihn zu, jedoch ich kam einige hundert Fuss zu niedrig. Ich segelte noch ein Stück, halste dann das Schiff herum, und glaubte jetzt den Mann zu erreichen. Doch auch dieses war mir versagt, denn die Marssegel fingen an zu platzen. Sie schlitzten mir beim Halsen immer mehr auf, ich kam auch jetzt wieder zu niedrig. Ich musste den Menschen, so schwer es mir auch fiel, seinem Schicksal überlassen. Gott gebe, dass ich nie mehr etwas Aehnliches erlebe, ohne helfen zu können. Da aber an die zwanzig Schiffe, und zwar viele luvwärts, in Sicht waren, glaubte ich diese durch mein zweimaliges Halsen aufmerksam gemacht zu haben und ich will hoffen, dass es einem von ihnen gelungen ist, dem Menschen, zu helfen.“ —

Nun — der Wunsch ist in Erfüllung gegangen, und wenn seine Mühe auch erfolglos gewesen ist, so scheint Holtz doch dazu beigetragen zu haben, andere auf Sie aufmerksam zu machen.

Ich werde Holtz bei seinem Eintreffen hierselbst von Ihrem Briefe, der ihn freudig berühren wird, Mitteilung machen. Ihnen aber gratuliere ich von Herzen nicht nur zu der überstandenen schweren Lebensgefahr, sondern auch zu der moralischen und physischen Kraft, die Sie in der für Sie so verhängnisvollen Zeit bewiesen haben, und ich hoffe, dass die furchtbaren Strapazen, die Sie ausgestanden, ohne nachhaltigen Einfluss für Ihre Gesundheit sein werden.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Alex. Gibsone.“

Der Freund hatte zu Ende gelesen.

Schweigend sassen die beiden da und liessen die

schrecklichen Stunden noch einmal an ihrem geistigen
Auge vorüberziehen.

Nur die Uhr tickte leise in die müde Stille hinein.

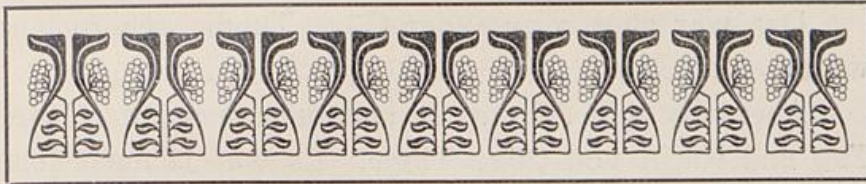
Rastlos vorwärts strebten die Zeiger, den gleich-
mässigen Gang einer neuen, eilenden Zeit verkündend
— einer Zeit, in der der gewaltige Menschenggeist die
Schrecken der Elemente siegreicher bekämpft, als in
jenen Tagen, die nun schon ein Menschenalter zurück-
liegen.



Göge Timms letzter Fischzug



Göte Timms letzter Fährzug



Göge Timm sass still und in sich gekehrt in der Ecke. Ab und zu streichelte er Jan Bart, seinen alten, struppigen Wolfshund. Und Jan Bart knurrte und lehnte sich an Göge Timms Beine. Er sah seinen Herrn mit klugen Augen an und rieb seinen Kopf in Göge Timms schwieliger Hand.

Göge hatte seinen Grog ausgetrunken, hatte ein Nickelstück mit hartem Aufschlag auf den weissgescheuerten Holztisch gedrückt und war aufgestanden. Als er jetzt durch die niedre, rauchige Wirtsstube ging und an der Tür etwas in den Bart brummte, was Eingeweihte als Gruss hinnehmen konnten, trollte Jan Bart hinter ihm her. Jetzt erst sah man, dass der Hund humpelte. Er trug an der rechten Hinterpfote einen dunklen Verband. Dieser Verband konnte aus Werg, aus Tuch oder aus Garn sein. Man konnte es nicht mehr erkennen.

Die Schiffer, die rauchend an den andern Tischen sassen, sahen den beiden so lange nach, bis sich die Tür hinter Jan Bart geschlossen hatte. Sie sahen noch immer durch den blauen Tabaksqualm zur Tür. Ein vier-schrötiger, breitbrustiger Schiffer lehnte sich an das Fenster, schob die gelblich angerauchte Gardine zurück und sah hinaus.

„Da geht he. He geht wedder na'n Strand dal. De Mond schient, ick kann em ganz genau sehn.“

„Na, denn lat em man goahn . . .“

Das war alles, was über Göge Timm gesprochen wurde.

Aber vor acht Jahren, da sprach man auf der Insel Tag und Nacht von Göge Timm. Es war ja auch ein Skandal. Etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes. Andere Schiffer hatten wohl schon Hab und Gut, Schiff und Haus leichtsinnig aufs Spiel gesetzt. Hatten wohl schon um ein Weib gelitten und gefehlt und toll gewirtschaftet! Aber Leben und alles wegen eines ruppigen struppigen Hundes fortzuwerfen, so wie man einen faulen Fisch fortwirft, das hatte Göge Timm allein getan!

Damals war Göge Timm schon in den fünfziger Jahren. Er hatte einen starken, seefesten Fischkutter als eigen, hatte immer gute Fänge und stets eine volle Flasche. Göge war im Laufe der Jahre ein stiller, einsamer Mensch geworden. Im Seemannswaisenhaus war er aufgewachsen. Dann wurde er auf See geschickt. Immer von fremden Menschen hin- und hergestossen. Und die Mädels auf der Insel wollten von dem hässlichen, eckigen Göge Timm auch nichts wissen. So wurde er einsam und mürrisch. Und als er in die Jahre kam und sich von seinem ersparten Gelde ein Schiff kaufen konnte, als einige ältere Mädchen ihn wohl dann und wann einmal neckten, sagte er jahraus, jahrein: „Ick versup min Geld for mi alleene.“

Das war Göge Timm. Aber vor langen Jahren hatte er auf einmal einen Lebensgefährten, einen Hund. Kein Mensch wusste, wie Göge Timm an den Hund gekommen war. Einige sagten, er hätte ihn aus dem Meere aufgefischt, andere sagten, der Teufel hätte den Köter an Bord geworfen. Es war eine schmutziggelbe Wolfshündin. Und all die Jahre begleitete das Tier seinen Herrn auf den Fahrten. In Eiseskälte bei Island oben, im Schneesturm im Kanal, im weichen Frühlingswind auf den grünen, schaukelnden Wogen vor Helgo-

land, überall lag und stand das Tier neben Göge Timm an Bord. Die Mannschaft war dem Hund feind. Denn er hatte Vorrechte und wurde von Timm ganz anders behandelt als die fünf Mann, die auf dem breitbauchigen Fischkutter „Ems“ als Besatzung fuhren.

Als eines Tages Göge Timm seinen Fang in Grimsby auf den Markt brachte, war der Hund verschwunden. Göge Timm raste und fluchte. Der Hund blieb fort. Timm blieb aber noch vier Wochen in Grimsby, und er fand das Tier wieder. Wo und wie — das hat er nie gesagt. Doch der Hund war scheu und verdorben. Erst auf See kehrte die alte Ruhe und Ergebenheit zurück.

Es war eines Tages auf der Höhe von Borkum, da brachte das Tier vier Junge zur Welt. Prächtige kleine Tiere. Die Mutter zog sie mit unendlicher Liebe und Sorgfalt auf. Sie wollte wohl den Kleinen all die Liebe geben, die ihnen vom Vater fehlte. Von dem Vater, der sich in Grimsby irgendwo herumtrieb und sich gewiss nicht nach seinen Jungen im deutschen Meere sehnte.

Jetzt fing für Göge Timm die schönste Zeit seines Lebens an. Aber die Fischersleute wurden von Tag zu Tag finsterer. Das war doch kein Leben mehr! Die Hunde galten dem Alten mehr als die Menschen. Das bisschen Frischfleisch und die paar Büchsen Milch, die an Bord waren, wurden vor die Hunde geworfen. So richtig vor die Hunde. . . Der Alte bekümmerte sich nicht um den Fang, an dessen Ertrag die Fischer doch beteiligt waren. War der Fang schlecht, so war auch der Verdienst gering. Göge Timm hatte es ja nicht mehr nötig. Natürlich, der hatte ja gegeizt und gescharrt, und jeden Tag war er betrunken vor Freude über das Gedeihen seiner fünf Tiere.

Es kam aber eine Sturmnacht, in der alles über Kopf ging. Göge Timm selbst konnte nicht mehr an die Hunde denken. Er stand selber am Steuer und hielt es mit eisernen Griffen umklammert. Wie ein Tiger fiel

das aufgeregte Meer über das Schiff her. Göge Timm hatte vorher die Tiere in seine Unterkoje gelegt. Dann erst war er an Deck gegangen, um zu kämpfen.

Der Kampf liess nach und die See wurde wieder glatt. Sie hatte sich ausgerast. Mit zerfetzten Segeln lag die „Ems“ auf den Wellen.

Göge Timm war als erster wieder unter Deck. Die Matrosen steckten die Köpfe zusammen. Und es dauerte nicht lange, da dröhnte ein wildes Gebrüll aus der Luke: „Wo sind meine Hunde? Die Hunde sind weg!“

Aber so sehr Göge Timm auch brüllte und verzweifelt an Deck hin und her rannte, so fest er auch die Fischer an den Schultern packte und rüttelte mit wilden Griffen — die Hunde waren fort, und keiner wusste, wo sie waren. Vielleicht wollte es auch keiner wissen.

Da gab Göge Timm mit eisiger Ruhe den Befehl zu wenden und zur Insel zurückzufahren. Wohl murrten die Schiffer, denn sie hatten noch nicht einmal die Netze ausgeworfen. Aber Göge Timm hatte befohlen.

Als er in seine Kojе zurückkehrte, setzte er sich an den kleinen, viereckigen Tisch und stützte den Kopf in die zusammengekrampften Fäuste. Er fühlte, dass die Tränen in seine Augen stiegen. Er schluckte und wollte nicht wie ein Weib heulen. Dann sagte er sich zur Beruhigung, dass er vor Wut, aus heller Wut über so viel Gemeinheit heule. Und da schluchzte der riesenstarke Mann still vor sich hin.

Auf einmal hörte er leises Wimmern. Wie ein Blitz fuhr er hoch und ging dem Ton nach. Da fand er unter der Bank, eingeklemmt zwischen die Verkleidung der Ruderkette und die Wand einen der jungen Hunde. Er zog ihn hervor. Vorsichtig nahm er das kleine, winselnde Tier in seine Fäuste. Er drückte es an sein bärziges Gesicht, als wolle er es mit belebendem Atem neu stärken. Mit tausend Kosenamen nannte er es, mit

nimmermüder Herzlichkeit streichelte er es. Immer und immer wieder. Er sah, dass der kleine Hund unverletzt war, und dass er wieder munter wurde. Da legte er das Tier in seine Koje und deckte es mit seinem Strohkissen zu. Dann suchte er noch einmal auf den Knien den Raum in allen Ecken ab. Vielleicht, vielleicht fand er noch einen! Aber sein Suchen war umsonst. Nur der eine war gerettet. Der war sicher vorhin beim Ueberholen des Schiffes in die Ecke gefallen und hatte sich dort festgeklemmt. Den hatten die Schufte nicht gefunden.

Göge Timm holte den Hund wieder aus der Koje hervor. Er streichelte ihn wieder und wieder und nannte ihn Jan Bart. Das war ihm eingefallen über dem Suchen. So hatte ihn früher, ganz früher seine Mutter genannt. Ehe die ernste, verhärmte Frau ihn ins Waisenhaus bringen musste. Jan Bart. So wie der grosse Seeräuber hiess. O, er konnte sich noch ganz gut erinnern. Und wie ein Traum des tiefsten Friedens zog es über seine rauhe Seele.

Auf der Insel musterte er alle Fischer dieser Reise ab. Keiner wollte den andern verraten, und mit solchen Halunken wollte Göge Timm nichts mehr zu tun haben. Und er bekam nur schwer neue Mannschaft.

Jan Bart wuchs heran, und jetzt wusste Göge Timm: in keiner Gefahr, zu keiner Zeit hätte es einer fertig gebracht, diesem Hund etwas zuleide zu tun. Er war wie verwachsen mit dem Tier. Und je mehr Göge Timm die Menschen verachten lernte, die Menschen, die in Augenblicken höchster Not noch an solche Schandtaten denken und arme Hunde über Bord werfen konnten, desto mehr lernte er Jan Bart lieben.

Aber da kam die unglückliche Reise. Die Reise, auf der Göge Timm alles verlor. Mit prächtigem Winde war man auf den besten Gründen der Nordsee

eingetroffen. Hier waren Steinbutt, Seezungen und Lachs in schwerer Menge zu treffen. Mit frohem Gesang hatten die Fischer die zentnerschweren Scherbretter mit dem Netz ausgeworfen. Das starke Tau, an dem diese ganze Last hing, lief über eine eiserne Rolle am Heck des Schiffes. Lustig schaukelte die „Ems“ auf und ab. Hochgehoben von den grünen Wogen und niedergezogen von der Schwere des Netzes, das sie mit vollen Segeln langsam über den Grund schleifte.

Der Abend kam und mit dem vollen Mond setzte ein böiger Wind ein. Aber man wollte das Netz noch ein paar Stunden schleifen lassen. Der Wind nahm zu, und die Wolken jagten zerfetzt vor der silbernen Scheibe des Mondes vorüber. Die Schiffer standen an der leergelaufenen Netzwinde und überlegten sich den schönen Ertrag des fetten Fanges. Jetzt kam nur noch die dreistündige, schwere Arbeit des Einholens und Aufhievens des Netzes, dann ging's mit voller Fahrt der Insel zu.

Da kamen Göge Timm und Jan Bart die Treppe herauf an Deck. Göge Timm hatte wieder etwas geladen. Er ging wenigstens so. Und wusste man denn, ob nicht auch Jan Bart sein Teil bekam? Der ging auch immer so breitbeinig von der einen Seite auf die andre.

Auf einmal hörte man einen schrillen, kläglichen Schrei. Jan Bart war mit der Hinterpfote zwischen das straff gespannte Netztau und die eiserne Rolle gekommen. Man kannte ja die ungeheure Wucht des Tauges. Dem alten Claus Bars hatte es damals beide Beine glatt abgeschnitten. Aber glatt, wie mit einem Messer. Göge Timm brüllte und rannte zum Steuer, um zu halsen. Aber das Tau lies nicht los, und immer weiter wurde Jan Bart hineingezogen. Ganz dünn, wie Brei, war ihm schon die Pfote gequetscht.

Da durchzuckte es Göge Timm wie ein Blitz.

Er griff vom Ruderkasten mit schneller Hast das

blanke Beil. Und achtern, wo das Tau über den Scherblock läuft, wo Jan Bart winselte und schrie, da schlug Göge Timm mit einem riesigen Schlag mit dem scharfen Beil hinauf und kappte das armdicke Tau. Man hörte, wie es im Meer aufschlug. Es war, als ob es den Fischern ins Herz schnitt, ein klatschender, scharfer Ton.

Ohnmächtige, blinde Wut bemächtigte sich der Schiffer. Sie wollten sich auf Göge Timm stürzen. Aber wild und drohend stand Göge Timm an Deck. Wild wie ein Wikinger. In der Rechten hielt er das blanke Beil, das im Mondlicht blitzte, im linken Arm hatte er schon den kläglich wimmernden Jan Bart, dem das warme Blut aus der Pfote tropfte.

So stand er da, drohend und still. Und keiner der Schiffer wagte es, dem Alten entgegenzutreten. Es waren Minuten eisiger Spannung. Dann ging Göge Timm an den aufgeregten Schiffen vorbei in seine Kojen hinter. Dort schloss er sich ein. Und er kam erst wieder heraus, als die „Ems“ im Hafen vertaut lag, und als die Mannschaft fluchend und polternd, mit leeren Händen, das unselige Schiff verlassen hatte.

Das war das Ende.

Die Regierung versagte dem unzuverlässigen Göge Timm die Berechtigung zur weiteren Führung eines Schiffes. Termine fanden statt, und die „Ems“ wurde für billiges Geld fortgegeben. Göge Timm hatte ja zu leben. Wenigstens so viel, wie er und der Jan Bart verbrauchten.

Ja, der Jan Bart!

Göge Timm hatte ihm die Wunde mit Werg geheilt. Die Knochen waren ganz zerquetscht. Aber Werg heilt und lässt keinen Brand aufkommen. Das wusste Göge Timm wie jeder Schiffer ganz genau. Und aus Werg und einem Stück Holz hatte er Jan Bart eine prächtige

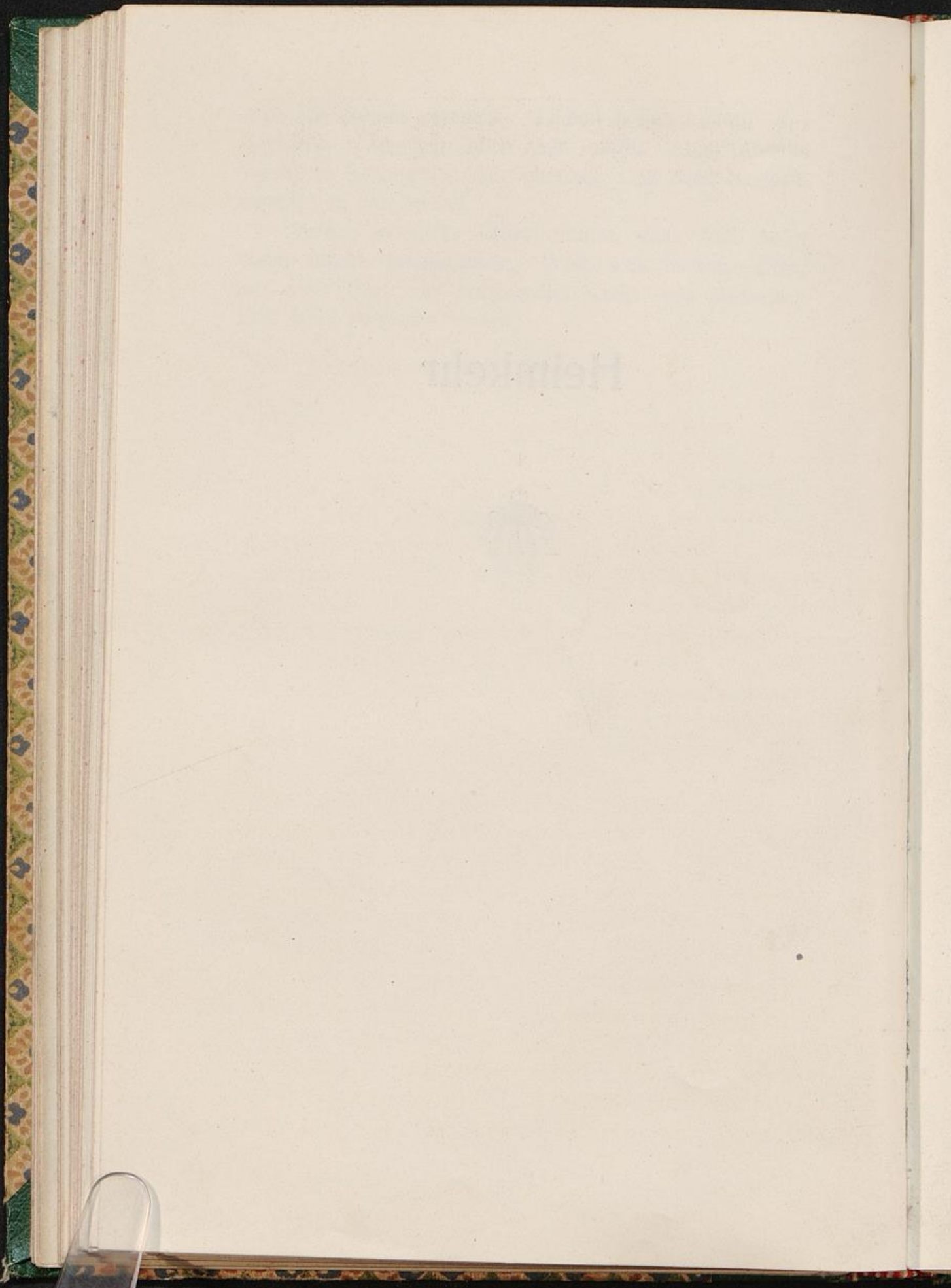
neue Hinterpfote gemacht. Schnell laufen konnte das Tier nicht. Das war auch nicht nötig. Aber abends konnte es mitgehen in die Schenke. Und dann langsam hinunter an den Strand.

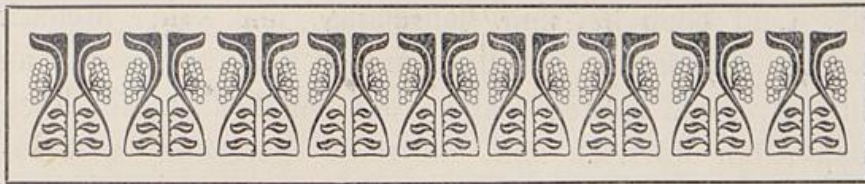
Dorthin, wo Göge Timm immer sass und beim vollen Monde hinausstierte. Weit, weit hinaus. Dort, wo gute Hunde in stürmischer Nacht von Menschen über Bord geworfen waren!



Heimkehr







Bregter Minssen hatte das Fährboot auf den Strand gezogen.

Heute fuhr doch niemand mehr hinüber. Heute, an diesem aufregenden, furchtbaren Tage.

Es war nachmittags, und es kam ein Sturm auf. Die Sonne sank wie ein roter Ball, Bregter starrte ihr lange nach. Er dachte an die knallroten, grossen Signalbälle, die an den Küsten hochgezogen werden, wenn Sturm und Unwetter aufziehen. Da hing der Feuerball am Himmel, drohend und warnend. Den Orkan kündend der ganzen Welt.

Bregter Minssen dachte weiter. Immer der sinkenden Sonne nach. Wenn er nur gleich ihr fort könnte von hier. Fort und immer weiter fort. So wie die andern Burschen seines Alters von der Insel. Die fuhren unter allen Sternen, in allen Meeren. Sie kamen alle zwei Jahre nach Haus und erzählten Wunderdinge. Die Mädels lauschten mit heissen Köpfen, und in ihren Herzen brannte die Eifersucht, wenn sie von den braunen Schönen auf fernen, blühenden Inseln hörten. Bregter Minssen konnte mit seinem lahmen Fuss nicht hinaus!

Er war 12 Jahre alt, als ein heimtückischer Flaschenscherben, der im weissen Strand gebettet lag, die Sehne am linken Fuss glatt durchschnitten hatte. Bregter schob gerade des Vaters Boot vom Sand herunter. Und da trat er in das unglückselige Glas. Es war nur ein kurzer Aufschrei und ein kleiner stechender Schmerz. Aber

das Leid blieb bei ihm jahrelang, und kein Mensch konnte ihm helfen. Wohl nahm sich der Vater seiner an in den ersten Jahren. Aber das Unglück hatte auch den Alten störrisch und mürrisch gemacht, und zuletzt fiel manch hartes Wort. So hatte Bregter bald das Gefühl, überall und allen im Wege zu sein. Ein unnützer Esser zu sein, der nur gut war, die Jolle zu teeren und an dem oft geflickten Netz nach jedem Fang die Löcher auszubessern. So schwanden die Jahre wie ein ewiger Fluch, und schwer lastete das Leben auf dem Jungen.

Als er zwanzig Jahre alt geworden war, starb auf einmal Jürgen van Oiste. Jürgen hatte das Amt eines Fährmanns seit langen Jahren ausgeübt. War unzählige Male über die Watten gefahren, um die Post vom Festland zu holen, um Menschen herüber und hinüber zu bringen. Er hatte ein Haus und ein Weib, ein starkes Boot und eine Tochter Adelaide, so schön wie das Meer an sonnigen Tagen. Aber das Mädchel hatte den Teufel im Herzen. Sie hatte die Burschen der Insel ausgelacht und hatte tagelang untätig am Strand gesessen. Immer in die Ferne starrend, träumend und still. Sie musste es wohl vom Alten geerbt haben. Das war ein Mensch voller Launen und Tücken und doch gewissenhaft im Dienst wie nur einer. Er trug die Flasche stets bei sich. Aber er konnte noch so viel getrunken haben, — wenn er zur Fahrt bestellt war, sass er mit dem Glockenschlag im Boot. Als Jürgen van Oiste tot war, ernannte die kleine Inselgemeinde Bregter Minssen zu seinem Nachfolger. Denn rudern konnte der Lahme wie kein anderer, und obendrein tat man ein gutes Werk und gab seinem Leben Wert und Inhalt.

So war Bregter Minssen fünf Jahre lang über die Watten gefahren. Zuerst war er glücklich und des Friedens voll. Er hatte sie alle schon hinübergerudert. Den Pfarrer, die Fischer, wenn sie Einkäufe in der Stadt zu

machen hatten, und Adelaide van Oiste, — Leide Oiste, wie sie auf der Insel hiess. Und immer war es ein Fest, wenn Leide zu Land fuhr. Seine Gedanken waren bei ihr, wo sie auch weilte. Mit heissem Herzen, mit Wut und Scham hatte er es sich damals gestanden, dass eine unglückliche Liebe ihn gefesselt hatte an das schöne, kaltherzige Mädchen. Hätte er damals seine Liebe gestanden — sie hätte den armen, verkrüppelten Menschen ausgelacht. Und so war er ihr gegenüber still und ergeben geblieben. Er war heimlich ihren Schritten gefolgt, und des Nachts war er um das kleine, weissgetünchte Haus geschlichen, nur, um in ihrer Nähe sein zu können. Wenn sie ihm damals aber am Tage begegnete, hatte er sich herumgedreht und war zu seinem Boot gehumpelt.

Was Leide nicht gesehen hatte oder nicht sehen wollte, hatten die Mädchen und Frauen der Insel nur allzubald gemerkt. Es hatte mit heimlichem Kichern und mit Spott angefangen. Aber wie ein Stein, der in ruhiges Wasser geworfen wird, grössere und immer grössere Ringe zieht, so waren die Worte gewachsen, und Bregter Minssen hatte bald die Hölle auf Erden gehabt.

Auch damals war es nicht besser geworden, als Leide Oiste fort war. Fortgezogen wie ein Vogel im Herbst. Keiner hatte gewusst, wohin, und die Mutter hatte geweint, wenn man sie nach der Tochter gefragt hatte. Doch man sah Leide in der Stadt. Die Frauen hatten erzählt, dass sie Kleider aus starrer Seide trüge. Grosse Federn auf dem Hut und kostbare, blitzende Ringe von schwerem Golde an den Händen. Bregter hatte das alles gehört und hatte sich im Anfang dagegen gesträubt, es zu glauben. Er hatte auch still geschwiegen und nicht drein geschlagen, wenn man ihn gefragt hatte, wie es denn eigentlich der Braut ginge. Der feinen, blanken Leide, die doch zu schade und zu schön sei für eine so kleine, anständige Insel. . . .

Und heute, nach zwei Jahren, war Leide Oiste zum ersten Male auf die Insel zurückgekommen.

Eine blinkende, weisse Segeljacht hatte drüben Anker geworfen. Wie ein herrlicher Schwan aus fremdem Wunderland lag das Schiff in den grünen Fluten. Und voller Aufregung hatten die Inselbewohner gesehen, dass man ein schlankes Boot zu Wasser liess. Wer wollte die Meereseinsamkeit aufsuchen? Noch nie war das geschehen. Wohl war der deutsche Fischereikreuzer auf der Jagd nach einem dänischen Fischdampfer schon einmal in Sicht gekommen. Und ein Schuss war sogar gefallen und hatte das Herz der Insel erschüttert. Wohl verirrt sich Fischkutter und Ewer hierher. Aber ein solch schmuckes Fahrzeug hatte noch niemals seinen Weg in diese Stille genommen.

Das Boot kam näher. Und als es knirschend auf den Sand stiess, entstieg ihm Adelaide van Oiste. Mit offenem Munde starrten die Fischer sie an. Doch keiner sprach ein Wort zum Gruss. Sie aber verabschiedete sich von dem Führer des Bootes, und wie ein Pfeil flog es wieder zurück.

Die Fischer wussten nicht, über was sie mehr staunen sollten: Hier schritt Leide Oiste, schnell und leicht wie eine junge Königin, dem Haus der Mutter zu. Keinen sehend, keinen beachtend. Und drüben, im Glanze der untergehenden Sonne, gingen die weiss leuchtenden Segel auf dem Schiff hoch, und unter einer frischen Brise zog es langsam wieder fort, kleiner und kleiner werdend. Doch die Fischer glaubten des Rätsels Lösung gefunden zu haben: Ein Sturm kam auf, und diesem wollte das fremde, schöne Schiff entgehen.

Die Haare der jungen Mädchen flatterten, der Himmel wurde dunkler, und dennoch stand glühend und rot der Feuerball der Sonne im Westen. Er bot den dahinjagenden dunklen Wolken Trotz und wollte vor dem

Sturme nicht weichen. Es war ein eigenartiges, ein seltsames Wetter!

Bregter Minssen hatte das Fährboot auf den Strand gezogen. Heute würde doch niemand mehr fahren, und da wollte er es festmachen für die Nacht, die kommen würde mit Wetter und Wogen. Wild stürmte es in seinem Herzen. Er hatte alles mit angesehen. Er behielt Recht. Hatte er sich doch schon tausendmal gesagt gehabt, dass Leide zurückkommen würde.

Er setzte sich auf den Rand seines Bootes. Hier wollte er bleiben und nicht hinüberschleichen nach dem weissgetünchten Haus, um durch das Fenster zu spähen.

Ganz fahl und trauernd schwand die letzte Dämmerung im Westen. Die Nacht kam schnell. Eine sehr kalte, dunkle Nacht, mit Myriaden Sternen. Eine Nacht, die trotz der schwarzen, dahinfegenden Sturmwolken erschreckend klar auf der Insel lag.

Bregter Minssen starrte hinüber zu dem Haus, aus dessen niederm Fenster ein matter, unruhiger Lichtschein drang. Er wollte hier bleiben und wachen. Ihn vermisste ja niemand. Die Fischer dachten jetzt nicht an ihn. Die steckten die Köpfe zusammen und flüsterten.

Auf einmal sah Minssen, wie die Türe drüben langsam geöffnet wurde. Stockend und zögernd kam Leide herausgeschritten. Und dann wurde die Türe hinter ihr, wie von unsichtbarer Hand, wieder geschlossen. Leide drehte sich noch einmal nach dem Hause um. Es war, als ob sie wankte. Dann nahm sie plötzlich ihren Weg zum Strand. Dorthin, wo das Fährboot immer lag seit vielen Jahren. Wo Bregter Minssen wartend sass. Sein Blut erstarrte, als sie auf ihn zukam. Schön, wie eine teuflische Sturmnacht.

„Fahr mich hinüber, Bregter Minssen. Ich wusste, dass Du da warst.“

„Ich fahr nicht bei diesem Wetter, Leide Oiste!“

„Du fährst, oder ich fahr allein!“ —

Sie stieg, in schillernder Seide rauschend, in das Boot. Er atmete einen süssen, unbekanntem Duft ein, der von ihr ausging, und willenlos schob er das Fahrzeug vom Strande und stieg schwer und unbeholfen hinein.

„Wie lange fahren wir hinüber, Bregter Minssen? Ich hab's vergessen!“ — —

„Bei solchem Wetter nicht unter einer Stunde.“

Dumpf hatte er geantwortet. Dann hatte er die Riemen genommen, hatte sie wuchtig in die Dollen fallen lassen, und Sturm im Herzen, Sturm auf dem Meere, so fuhr er in tiefem Schweigen mit kurzen Ruderschlägen dahin. . . .

Das seefeste, starke Boot wurde hin und her geworfen, doch Leide Oiste hielt sich fest und starrte durch die Dunkelheit dem Lande zu. Unvermittelt und stockend fragte Minssen:

„Warum bleibst Du nicht bei uns, Leide Oisten?“

„Weil es mir nicht gefällt“ . . .

Sie hatte es mit erhobener Stimme gesagt, um den pfeifenden Sturm zu übertönen. Und nun sprach Minssen wieder. Wie ein Messer durchschnitt seine Worte die salzige, feuchte, dunkle Luft:

„Was sagst Du, wenn ich Dir sage, dass Du hier bleiben musst, Leide Oiste?“

„Dann sage ich, dass Du verrückt bist, Bregter Minssen. Fahr zu, dass wir vor dem Sturm noch hinüberkommen.“

Ihre Stimme war schrill und hart.

Minssen ruderte. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er durfte die Riemen nicht loslassen bei solchem Wetter. Das Boot würde sofort kentern. Er wollte schweigen, aber er konnte es nicht.

„Leide, bleib bei uns.“ Er schrie es durch den Sturm. „Sieh, ich will Dich aufnehmen, wenn die andern schlecht von Dir sprechen. Ich weiss ja alles, aber ich

mache mir nichts daraus, weil ich Dich so gern habe. Bleib bei mir. Ich hab schon so lange auf Dich gewartet, Leide Oiste!“

Er sah gespannt zu ihr hin. Der Mond schien durch die schwarzen, zerfetzten Wolken, und Bregter konnte ihr Gesicht sehen.

Und da fing sie an zu lachen. Er hörte dieses grelle, hässliche Lachen, vor dem er immer Furcht, grause, bange Furcht gehabt hatte. Sie lachte wie toll, und ein jäher Schmerz wurde in Minssens Brust wach. Sie beugte sich vor zu ihm und rief:

„Du bist wohl toll. Denk lieber daran, dass wir schnell hinüber kommen. Mir soll es auf ein paar Mark nicht ankommen. Verstehst Du, Bregter Minssen?“

Da wurde es ganz ruhig in ihm. Er sagte nichts mehr und ruderte mit übermenschlicher Kraft in den Sturm hinein. Doch er drehte das Boot nach Westen. Sie konnte es nicht merken in den aufgeregten Wogen. Nur fern glänzten die Lichter des Landes. Bregter Minssen fuhr weiter und weiter. Er wusste, wohin er kommen würde.

„Fahr doch zu, Minssen, meine Kleider sind schon ganz nass!“

Doch je weiter Minssen fuhr, desto wilder wurde der Sturm. Und auf einmal kroch die Angst, die feile Angst, durch Leides Seele. . . .

„Was machst Du, Minssen, wann kommen wir denn an?“ schrie sie heraus.

Aber nur die See brüllte Antwort. Denn das Boot hatte die westliche Ecke der Insel erreicht, und hier stürzte sich das Meer auf alles, wie ein wildes Tier. Die schützende Wand war gefallen. Auf dem seichten Wattenmeer, dem das Eiland vorgelagert war, konnte das Boot, von starker Hand geleitet, solchem Sturm zur Not Trotz bieten. Hier aber war das Meer entfesselt. Hier wurde die See in all ihrer Wildheit zu einer Mä-

nade, furienhaft, mit der Sucht zu töten, zu vernichten, zu zerstören.

Und in all dem Gischt und Schaum hob Bregter Minssen das schwere Ruder auf und stiess es zwei, drei Mal durch die Planken des Bootes. Gurgelnd quoll das Wasser herein. Der Sturm übertönte mit seinem furchtbaren Lied das wilde Schreien Leides, die sich in Todesangst an Bregter Minssen klammerte. Er fühlte ihren heissen Atem und er presste wild seine Lippen auf ihren Mund.

Die Wellen schlugen über ihnen zusammen, und der Sturm zerfetzte den letzten Schrei, den Bregter Minssen noch eben hörte, und den er noch mit gierig trunkenen Sinnen in Todesschauern trank.



Gerð, der Gottlose



Gerb. der Gollrose



Der Fischkutter M 67 lag vertaut im Hafen.

Gerd Wilkens, der Schiffer, stand auf Achterdeck und blickte mit harten, stahlgrauen Augen dem Rauche seiner kurzen Pfeife nach. Gerd mochte wohl sechzig Jahre auf dem Rücken haben. In seinem Gesicht standen mit deutlichem Griffel Kampf und Sturm der Nordsee eingeschrieben. Jener See, die gierig an den Deichen frisst und in bangen Novembernächten wild und entfesselt, die Klippen peitscht. Die schon so manchen mit gierigem Lechzen hinabgezogen hatte in die gurgeinde Tiefe.

M 67 wurde verproviantiert.

Viel ist es nicht, was die paar Menschen gebrauchen, die hinausziehen zum Fang. Die in schwerem Kampf dem Meere die stahlhellen und silbern schimmernden Fische entreissen. Die tage-, ja wochenlang draussen bleiben in Sturm und Not, in Wind und endlosen, grauen Wellen.

Eben brachten die beiden Schiffsjungen eine Tonne harten Zwieback über den Steg, der schräg von der Kaimauer auf die Reeling hinunterführte. Jan, der Kleinste von ihnen ging vorn und Willem hinten an dem Fass. Eben rief ihnen der Matrose noch zu, dass sie sich vorsehen sollten, als auch schon die Tonne Hartbrot von dem Steg herunter in das Wasser fiel.

Mit lautem Klatschen schlug das Fass im Wasser auf, das bis an Deck spritzte. Jan und Willem sahen verdutzt drein. Sie wussten, dass diese Tat belohnt

wurde. Mit stärkerem Lohn, als manche brave Tat, die sie schon zu Nutz und Frommen von M 67 ausgeführt hatten.

Der Matrose, der sich der Beiden in solchen Fällen stets mit der nötigen Sorgfalt annahm, langte sich schon den kleinen Jan mit einem vernichtenden Fluch vom Steg herunter. Während er dieses mit Würde und gewisser Genugtuung besorgte, gab er Willem Anweisung, die Tonne mit der Jolle schnell wieder aufzufischen. Unter den taktmässigen Schlägen, die Jan jetzt bezog, schrie er ganz mörderisch. Aber der Matrose liess sich nicht aus seiner Ruhe bringen. So hatte er Jan schon oft singen hören, wie er sich ausdrückte. Und zu alledem sagte Gerd Wilkens kein Wort. Selbst als die Tonne ins Wasser gefallen war, hatte er mit keiner Wimper gezuckt und nichts gesagt.

Wer die Schiffer kennt, weiss, dass sie alle zusammen, von A 1 bis Qu 24 in solchen Augenblicken gottsträflich geflucht hätten. Aber Gerd sagte garnichts. Noch weniger fluchte er. Er fluchte überhaupt nicht.

Und das war so gekommen. . . .

Vor dreissig Jahren hatten Gerd und sein Bruder Klaus sich soviel beim Fang erspart, dass sich jeder einen Kutter kaufen konnte. Gerd war damals noch ein böser Junge. Ein Kerl, vor dem man sich in Acht nehmen musste, wenn er nüchtern war, und den man meiden musste, wenn er des Guten zu viel genossen hatte. Dann gab es Händel und grosse Räusche, die tagelang währten. Ganz anders war Klaus. Still, nüchtern und arbeitsam. Der Besten einer. Und immer auf dem Posten von früh bis spät. Darum wunderte sich niemand darüber, dass sich die Brüder nach zwei Jahren nicht mehr kannten. Sie gingen stumm aneinander vorbei und sahen sich ernst an. In den Augen Gerts blitzte aber dann manchmal ein feindlicher Blick. Und wenn er seine „Zeit“ hatte, wenn er fluchend am

Hafen entlang taumelte, dann spuckte er aus, wenn er seinem Bruder begegnete. Aber dieser sah es nicht, oder er tat wenigstens so. Wenn man aber die Leute fragte, wer von den Beiden Schuld hatte an dem Streit, so zeigten sie alle im Stillen auf Gerd. Aber keiner mochte es laut sagen. Denn sie kannten ihn alle.

Wenn sich ihre Schiffe draussen auf den Fanggründen begegneten, wick Klaus seinem Bruder stets aus. Er setzte dann etwas mehr Segel und da sein Schiff schneller und tüchtiger war, als der Kutter Gerds, fuhr er ihm immer vor der Nase weg.

Und das war Gerds grösster Kummer.

Wie viele grausamen Flüche hatte er dem Fahrzeug seines Bruders schon nachgesandt. Einmal gelang es ihm, so nah an das Schiff heranzukommen, dass ihn sein Bruder fluchen und schimpfen hören konnte: „Legt sich das faule Aas hier mitten in den Weg! Ich will'n überrennen! Der Deubel soll mich holen, wenn ich's nicht tu!“ — Aber er tat es nicht.

Auf der „Hoffnung“, so hatte Klaus sein Schiff getauft, ging langsam das Segel am Mast hoch. Die „Hoffnung“ legte sich leicht zur Seite und zog stolz an Gerd vorüber, — begleitet von seinen Flüchen.

Und wieder kam ein Tag in der Nordsee. Stürmisch und trübe wie schon so mancher. Es war früh morgens.

Vor der Sonne lag ein schwarzer Wolkenschleier. Das Meer war dunkelgrün und die Wellen krönte weisser Schaum.

Der Sturm nahm zu.

Die Wellen überstürzten sich, gejagt von dem Winde. Das Meer wurde aufgeregter und die Luft verdunkelte sich mehr und mehr.

Ab und zu brach ein scharfumgrenzter Sonnenstrahl wie ein Blitz aus den jagenden Wolken.

Welle floh vor Welle, das Meer floh vor dem

Sturm und mitten in diesem Chaos jagte mit vollen Segeln die „Möve“ Gerd Wilkens.

„Mit vollen Segeln!“

Seit acht Stunden war Gerd wie immer bei solchem Wetter schwer betrunken. Dann drängte es ihn, seine Kunst zu zeigen, — er gab dann alles Tuch her, was die Masten tragen konnten. — Und die Masten bogen sich wie Gerten.

Aber an diesem Tage war es zu schlimm. Die Matrosen kamen zu ihm und sagten, dass sie die Segel einziehen wollten. Sie hätten keine Lust, für seinen „Suff“ in die Tiefe zu gehen.

Da ging er in die Kajüte und holte einen Revolver. Den hielt er der Mannschaft vor und schrie mit heiserer Stimme:

„Der Hund, der mir ein Segel anrührt, kriegt eine Kugel in den Balg!“ — —

Aber der Sturm nahm zu.

In der Ferne heulte er wie tausend wilde Tiere, und an Bord piff es scharf und schneidend durch die Wanten. Die Matrosen krampften mit blauroten Händen das Steuer fest. Sie standen da in ihrem Oelzeug, das sie am Halse und an den Aermeln noch mit dünnen Stricken zugebunden hatten.

Der heulende Orkan wühlte das Meer auf.

Schwere Mengen Wassers klatschten auf das Verdeck der „Möve“ und wie feine, spitze Nadeln sprühten die Wassermassen dort auseinander und den Männern ins Gesicht. Den Männern, die dem Gerd den Schädel einschlagen wollten. Ja, das wollten sie! Das mussten sie sogar tun, weil er sie ins Verderben jagte. Bei diesem Segeln musste die „Möve“ kopfüber gehen!

Da kam auf einmal die „Hoffnung“ in Sicht.

Mit schwerer Schlagseite lag sie im Wasser. Oben am Mast, vom Sturm zerfetzt, flatterte das Notsignal...

„Der Deubel hat ihn!“ — —

Mit stieren, tierischen Blicken schrie Gerd es über Deck.

„Sollen wir halsen, um ihm zu helfen?“

Die Matrosen fragten es.

„Der Hund, der das tut, kriegt 'ne Kugel in den Balg.“

Gerd Wilkens hatte gesprochen.

Und man sah von der „Möve“ aus, wie die da drüben den letzten Kampf kämpften. Wie sie winkten und schrien, in Verzweiflung und Not. Und der eine Matrose auf der „Möve“ schlich an Backbordseite mit einer Spillspake auf Achterdeck, wo sich Gerd Wilkens mit einer Hand taumelnd festklammerte. In der Rechten hielt er die geladene Waffe. Unter tödlicher Spannung sahen die zwei Mann am Ruder, dass der Mutige jetzt verzweifelt mit dem schweren Holz ausholte, um es auf Gerds unheilvollen Schädel niederfallen zu lassen. Aber in demselben Augenblick drehte sich Gerd herum und der Angreifer stürzte, tödlich von einer Kugel getroffen, mit einem wilden Aufschrei schwer an Deck nieder. Dem zuckenden Körper gab Gerd noch einen Fusstritt.

Dann stellte er sich ganz achtern an die Reeling, so dass ihn niemand mehr beschleichen konnte.

Das alles war das Werk eines Augenblickes. War das Drama einer Sekunde.

All das Schreckliche ging verloren in dem wilden Kampfe, den die entfesselten Elemente ringsumher führten. Es wurde dunkler und dunkler.

Die „Möve“ schoss rasender durch die gurgelnden, röchelnden Wassermassen . . .

Von der „Hoffnung“ sah man nichts mehr.

Aber auch die „Möve“ verschwand . . .

Ein einziger Aufschrei wie von gehetzten Tieren, ein Krachen und Splittern, ein Quellen und Kochen des schwarzen Wassers . . .

Die „Möve“ hatte sich überschlagen.

Der Orkan hatte sie ins Meer gedrückt, wo sie jetzt, mit dem Kiel nach oben, in Gischt und wirbelnden Fluten lag. Von der Mannschaft war niemand mehr zu sehen.

Nur am Heck klammerte sich ein Mensch im Todeskampf an das Ruder. Er krallte die Nägel in das Holz, um hinaufzukommen auf den Schiffsrumpf, — um Boden unter den Füßen zu haben.

Es war Gerd Wilkens.

Und es gelang ihm nach schwerem, schwerem Kampfe. Zusammengekauert sass er zwischen dem Heck und dem Ruder, das wild hin und her schlug. Er achtete nicht der schweren Schläge, die seine erstarrten Glieder trafen.

Er wollte nur leben — leben.

Wie durch ein Wunder wurde die See ruhiger. Sie hatte sich ausgerast. Wärmend kam die Sonne aus dem Wolkenflor hervor, der jetzt wie ein weiches, zerrissenes Gewebe über dem Wasser lag. Die Wellen wurden kleiner, und kein weisser Gischt leuchtete mehr auf ihrem Kamm.

Da sah sich Gerd nach der „Hoffnung“ um. Und auf einmal wurden seine Augen starr und stier und seine Haare stellten sich zu Berge.

Langsam trieb eine Leiche auf ihn zu. Die verzerrten Züge seines Bruders erkannte er. Die Hände waren, wie drohend, gekrampft. Der Mund stand wie im letzten Hilfeschrei noch weit offen, und in den grossen Augen sah man nur Weisses.

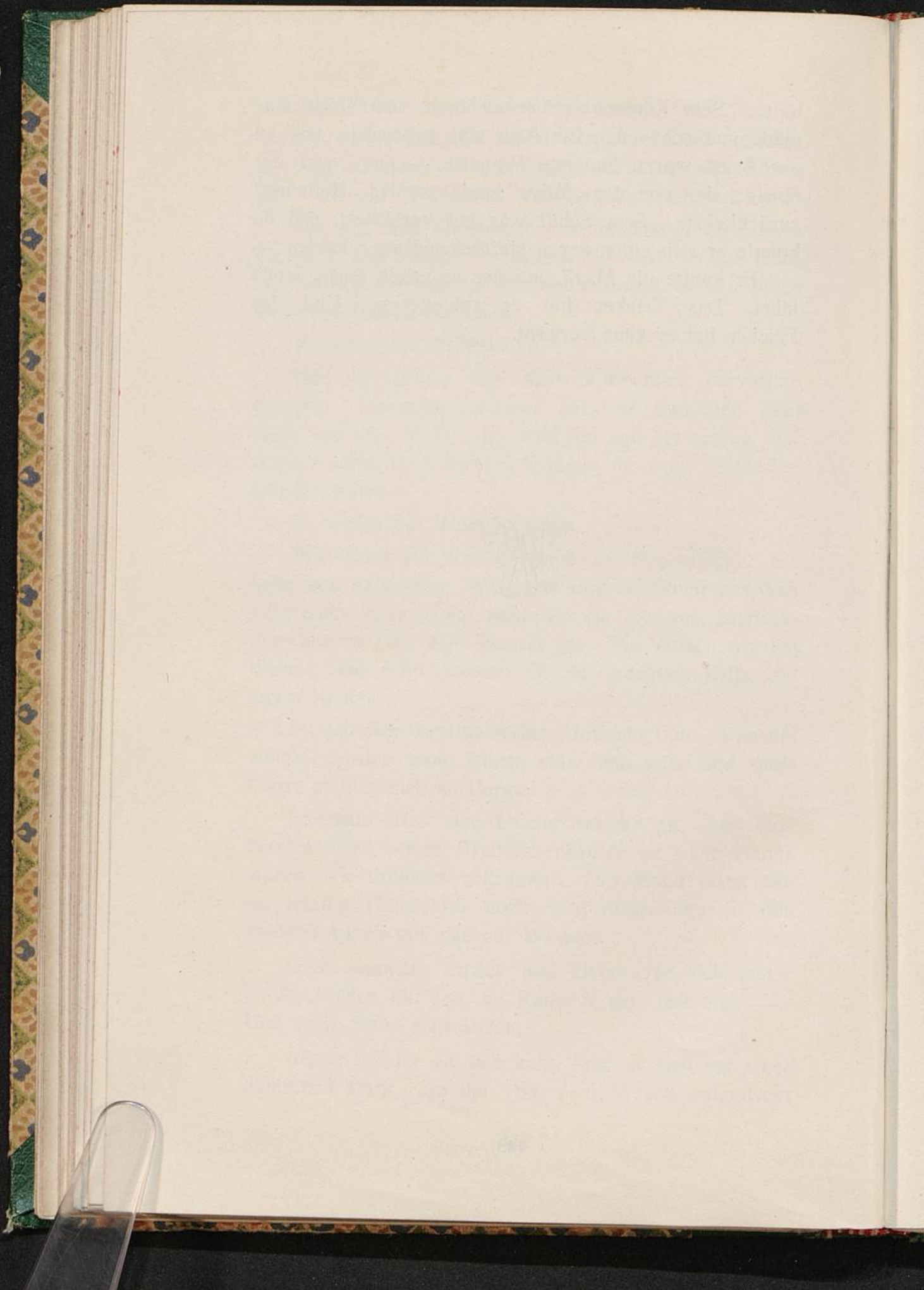
Gerd taumelte zurück und klammerte sich fester an den Bolzen, mit dem das Ruder in der Oese lag. — — Und seine Sinne schwanden.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf einer dänischen Bark, die ihn von dem Wrack aufgefischt

hatte. Sein Körper war zerschlagen, sein Geist war müde und schwach. Ein Arm war gebrochen, und an der Brust waren blutende Wunden. — Gerd war der einzige, der von der „Möve“ und von der „Hoffnung“ zurückkehrte. Sein Schiff war gut versichert, und da konnte er sich einen neuen stattlichen Kutter kaufen. —

Er kaufte die M. 67, auf der er schon lange, lange fährt. Das Trinken hat er aufgegeben. Und das Fluchen hat er ganz verlernt.

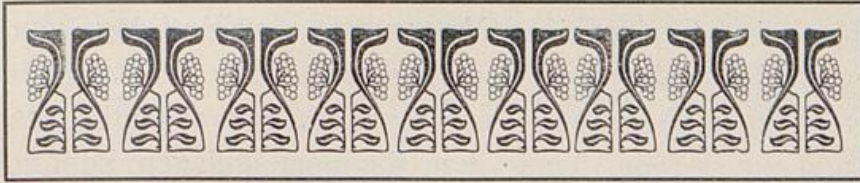




Mutt alles sin' Ordnung
hebben



Mit aller Anordnung
haben



In dem kleinen Hause an der Düne wohnten zwei Parteien. Links lebte der alte Hinnerk Söltjen als Hauswirt. Sein Haar war weiss, und seine blauen Augen blickten streng und kalt in die Welt. Seine Frau schlief schon lange, lange Jahre hinter der alten Kirche. Sie hatte im Leben viel gearbeitet, so dass sie ruhig und fest schlafen konnte. Ein Sohn war da. Ein schwerer, breitbrustiger Kerl. Etwas hochmütig und laut auf See war er. Aber wenn er vom Fang nach Hause kam, zeigte er sich still und wortkarg. Denn er hatte einen unheimlichen Respekt vor dem strengen Alten, und nie hätte er irgendwelchen Widerspruch gewagt. Er führte ein breites, sauberes Schiff. Eine Kuff war es. Und drei Mann nahm er immer mit auf den Fang. Und wenn er im Hafen einlief, standen die Mädels mit blonden Haaren und wehenden Röcken am Steg. Aber Jan Söltjen sah sie nicht. Wer weiss, vielleicht hätte ihm der Alte gar keine Erlaubnis gegeben, eine von ihnen zu freien. Er sah nur immer den Alten, der langsam aus der Tür an den Strand kam, um nach der Heimkehr den Fang zu prüfen. Und war die Ausbeute einmal nicht gut, dann brummte der alte Söltjen so lange, bis Jan auf seiner Kuff im schweren Morgennebel wieder am Ruder stand und den Fluss hinunter in das uferlose Grau steuerte. „Mutt alles sin' Ordnung hebbent!“

Das war das ewig wiederkehrende Wort des Alten. Durch dieses Wort hatte er sich Haus und Schiff errungen. Er selbst war seit Jahren nicht mehr auf See.

Seit seine Gesine eines Morgens tot im Bett lag, war er nicht mehr draussen gewesen. Er wollte jetzt wenigstens die Gewähr haben, richtig und ordentlich an Land zu sterben, damit man ihn dort hinlegen konnte, wohin er gehörte: neben Gesine Söltjen, geborene Bröker. Neben diese Frau, die ebenso still gestorben war, wie sie gelebt hatte. „Mutt alles sin' Ordnung hebben!“

Die andere Partei im Hause hatte unter diesem strengen Wort des Alten mehr zu leiden als Jan. Der war sein halbes Leben immer auf See. Aber so ein Lehrer, was soll der machen? Der muss an Land bleiben und muss sich über die kleinen friesischen Dickschädel ärgern, die stundenlang dasitzen und kein Wort reden. Und auf einmal fragen sie dann nach Gott und dem Teufel, nach Dingen, von denen Georg Eggers selbst nichts wusste.

Und dann der ewige Aerger mit Hinnerk Söltjen, mit diesem kleinlichen, alten Geizkragen! Mit fünf Kindern kann man doch nicht immer an jedem Ersten die Miete beieinander haben! Aber am Zweiten jeden Monats, in aller Frühe, stand Hinnerk Söltjen schon hinter der Stubentür, räusperte sich ein paarmal, klopfte an und grunzte nur ein fragendes: „Nanu?“

Wie oft hatten sie dieses Nanu! schon gehört! Wenn Georg Eggers dann sprach von schlechten Zeiten, von kargem Lohn und viel Arbeit, wenn er in beredten Worten den Alten noch auf ein paar Tage vertröstete, bis die Verwandten etwas geschickt hatten aus der Stadt, dann brummte Hinnerk Söltjen schliesslich: „Na, minswegen! Mutt aber all sin' Ordnung hebben!“

Und so geschah es, dass Eggers bei dem Alten immer tiefer und tiefer in die Schuld kam. Es gab ja wohl manchen Groschen nebenher: Bei Hochzeiten spielte Georg Eggers Geige. So schön konnte er spielen, dass die Schiffer mit offenem Munde zuhörten. Wenn

aber ein Kind geboren wurde, besang Georg Eggers das Ereignis in schönen Versen. Was Wunder, dass ein Mensch, der so etwas macht, am Ersten nur selten die Miete bezahlen konnte!

Auf der anderen Seite hatte der alte Hinnerk Söltjen aber auch nicht wenig Aerger mit den fünf Eggerspflanzen. Im Sommer trampelten sie seine kleinen Beete in Grus und Mus, im Winter machten sie Glitschen vor der Haustür. Und als Hinnerk Söltjen einmal über eine solche glatte Niedertracht stolperte und sich der Länge nach hinlegte, da ging er in den rechten Flügel seines Hauses und klopfte viel heftiger an, als immer am Zweiten des Monats.

Die kleine, hübsche Lehrersfrau war allein zu Hause, allein inmitten ihrer „Teufelsbande“, wie Söltjen die Kinder andonnerte. Und dann drohte er, die ganze Blase vor die Tür zu setzen, wenn so etwas wieder vorkomme. Die arme Frau wusste gar nicht, was eigentlich vorgekommen war, und ehe sie fragen konnte, war Hinnerk Söltjen wieder draussen. Aber zwischen Tür und Angel brummte er: „Mut all sin' Ordnung hebbent!“

Soviel stand bei Eggers' fest: Hinnerk Söltjen mochte keine Kinder leiden! Aber sie sahen den Alten nicht, wenn er hinter seinen weissen Gardinen sass und in den Garten blinzelte. Die kleine Eggersbande, lauter dicke, blonde Friesenköpfe, spielte dann mit heissen Wangen in dem seit kurzem abgegrenzten Teil des Gartens. Wenn der Alte dann sah, dass die Kleinen auf Ordnung hielten, dass sie die Wäsche nicht von der Leine zerrten und die Hühner nicht mit Steinen warfen, dann schien es fast, als ob seine kleinen Augen nicht so streng und kalt blickten wie regelmässig zu Anfang des Monats.

Eines Tages gab es eine grosse Auseinandersetzung. Die Eggersbande hatte den Hühnerstall aufgemacht. Ganz „tückisch und mit Absicht, mit ganz gemeiner Ab-

sicht“, wie der Alte feststellte. Da musste er denn hinter fünf Hühnern und einem Hahn herlaufen, so schnell, wie er seit einem Menschenalter die alten Beine nicht mehr bewegt hatte. Und dazu noch an einem Ersten!

Der Tag verging in lautlosem Groll. Kein Eggers liess sich sehen. Natürlich, musste wohl wieder die Fiedel kratzen oder Poesiegedichte schmieren! So 'n Swienegel! Und wie ein Löwe im Käfig ging Hinnerk Söltjen in seiner niederen Stube auf und ab.

Er hatte jetzt genug. Jahrelang hatte er auf sein schönes Geld gewartet. Aber heute sollte es aus sein. Ganz aus. Kein Wenn und kein Aber. Raus mit der Bande! Jedesmal, wenn Hinnerk Söltjen wieder in der Mitte des Zimmers angelangt war, dröhnte es: „Mutt doch alles sin' Ordnung hebbben! Den Düwel ook!“

Aber trotz seiner dröhnenden Schritte überhörte er doch nicht ein leises Klopfen. In dieser Beziehung, und besonders am Ersten, war er verdammt hellhörig. Die kleine Lehrersfrau kam herein.

„Ach, Herr Söltjen, die vielen Kinder. Und mein Mann ist heute nicht wohl. Und da wollt' ich mal fragen, ob —“

Weiter kam Frau Eggers nicht. Sie selbst hatte noch nie den schweren Gang über die Fliesen des Korridors angetreten. Und daher blieb sie stecken.

Auch Hinnerk Söltjen war überrascht. Das war etwas ganz Neues. Nicht die kleine Frau hier, das interessierte ihn kaum, aber dass Eggers krank war, das wollte ihm so recht nicht in den Sinn. Das war neu und noch nie dagewesen.

„Wat fehlt Ehr'n Mann denn?“

„Er hat's auf der Brust. Hat sich wohl erkältet, als er letzten Sonntag mit der Angel zwei Stunden im Regen gestanden hat.“

„So. Na, et mutt ja alles sin' Ordnung hebbben, aber wat nich geht, geht nich.“ Und von den Hühnern, von

der Kündigung, von der Eggersbande und von der alten Schuld wurde nichts erwähnt.

Der Zweite kam und der Dritte. Und am Vierten, spät am Nachmittag, lag Eggers ganz still und kalt auf seinem Bett. Er war tot. Und auf dem Gesicht lag so friedlich ein Schein, als träume der magere Lehrer von schönen Melodien und fließenden Versen.

Der alte Söltjen kam und setzte sich an das Bett des Toten. Lautlos und ohne ein Wort von der alten Ordnung zu sagen. Die kleine Lehrersfrau kniete auf der anderen Seite und barg den blonden Kopf schluchzend in den verschränkten Armen über der Decke des Toten. Die zwei Aeltesten guckten wirr und ungewiss mit Tränen in den Augen. Die beiden anderen spielten mit einer alten Puppe in dem angrenzenden Zimmer. Sie wussten noch nichts von Not und Tod. Wussten nicht, dass die Geige des Vaters nicht mehr klingen würde, und dass er ihnen nie mehr aus Holz schöne Schiffe schnitzen könnte. Das Kleinste lag glücklich lächelnd in der alten Wiege. In den Händen hatte es den Fiedelbogen. Gott weiss, wer den Leichtsinn begangen hatte, ihn auf die Wiege zu legen.

Hinnerk Söltjen sass lange so auf dem Holzstuhl neben dem Bett. Er sah die Kinder und schien eifrig nachzudenken. Auf einmal stand er auf und ging mit festen Schritten zur Türe. Dort sagte er laut und bestimmt: „Dat helpt all nix. Dat mutt alles sin' Ordnung hebbent!“

Er ging hinaus und schritt über die Strasse mit breiten Schritten zu Meister Swart und bestellte einen Sarg. Von dort ging er zum Pastor und zum Bürgermeister und meldete den Tod seines Mieters. Dann schritt er weiter, an der Kirche vorbei, zu Gärtner Köhler und kaufte einen Kranz. Einen aus Draht und Glasperlen, der lange hält. Für den nächsten Morgen

bestellte er dann Mutter Wittschen und deren Mann, die die Aufbahrung zu besorgen hatten.

Dann ging Hinnerk Söltjen wieder nach Haus. Mit dem Kranz in der Hand kam er bei Frau Eggers an. Als er aber sah, dass sich noch immer nichts in dem Raum verändert hatte, wurde er unruhig. Im stillen hatte er wohl gehofft, dass inzwischen alles in Ordnung sein könnte.

Er sprach jetzt kurz und bestimmt auf die Frau ein.

Die Kinder müssten heraus. Könnten ihre Betten in sein Zimmer tragen. Sie sollte mal gleich mit anfassen. Es wäre doch jetzt nichts mehr zu helfen.

Müde, unter vielen Tränen, gehorchte die Frau. So trugen sie zwei kleine Betten durch die breite Eichentüre über den Gang in Hinnerk Söltjens Zimmer. Hinnerk Söltjen aber blieb bei Frau Eggers und bei dem Toten. Er wollte die Wache halten. Zwar wollte die Frau es wehren, um nicht diese Güte zu ihrer grossen Schuld zu fügen, aber der Alte wollte es so. „Mutt alles sin' Ordnung hebbent!“

Am Tage der Beerdigung kam Jan Söltjen von einem guten Fang nach Hause. Teilnahmslos sah er auf all die Tränen und die schwarzgekleideten Menschen. Es tat ihm leid, dass so eine hübsche, junge Frau nun nichts mehr zu essen und zu beissen hatte. Aber was war da zu tun! Er wusste es nicht und machte sich auch weiter keine Gedanken.

Die Tage vergingen, und Jan Söltjen fuhr wieder aus. Gleichmässig und glatt wie immer fuhr seine Kuff den Strom hinunter. Gleichmässig und glatt wie sein Leben. Aber desto grösser waren die Sorgen, die Hinnerk Söltjen jetzt hatte. Sein Geld war er los. Das stand schmerzlich bei ihm fest. Aber was nun? Er konnte die Frau mit ihren fünf Kindern doch nicht vor die Türe setzen. Den Donner auch! Da müsste er sich

ja schämen vor seiner Gesine, vor dem Herrgott und vor dem Pastor doch schliesslich auch.

Als er dann sah, dass die kleine Frau tapfer begann, den schweren Kampf zu wagen, dass alles aus dem Dorfe ihr Kleider zum Nähen und Flicken brachte, da mochte er im stillen wohl an einen Zufall denken, an das Glück, das manchmal so unvermutet über hübsche, blonde Witwen kam, und das auch ihm dann vielleicht sein Geld, sein schönes Geld, wiederbringen würde.

Er hielt sich jetzt öfter bei der Eggersbande auf, und als der erste Monat herum war und die kleine Frau ihm zwei harte Taler brachte, da lachte Hinnerk Söltjen zum ersten Male wieder seit langer, langer Zeit.

„Tja, is woll wohr, mutt alles sin' Ordnung hebben, aber wat nich geiht, geiht doch nich! Dien Geld will ick nich hebben. Jetzt noch nich. Dat schriewt wi to dat annere, wo ick de Beerdigung un den Sarg ok toschreiben hebb. Aber wenn't später mal bäter geiht, denn is dat wat anners. Mutt doch alles sin' Ordnung hebben.“

Die Wochen vergingen und die Monate. Jan war ein- und ausgegangen mit gleichgültigen Mienen. Einmal hatte ihm Frau Eggers den Kaffee gebracht. Der Alte liess sich seit längerer Zeit von der Witwe das Essen kochen. Die alte Stütemeyer, die ihm bis vor kurzem den Haushalt geführt hatte, war in Gnaden entlassen. Die hatte es nicht mehr nötig. Hatte selbst ein Haus und einen Mann dazu. Und so konnte Hinnerk Söltjen sein schönes Geld doch immerhin etwas verzinsen lassen.

Jan sah verwundert auf die Aenderungen, die der Tod des Lehrers in das Leben des Alten gebracht hatte. Es war ihm wahrlich nicht recht, dass die Eggersbande sich an den Alten herangemacht und sich jetzt so durchfrass. Ging es doch zu guter Letzt von seinem eigenen Gelde! Aber er hätte es nicht gewagt, auch nur ein

einziges Wörtchen darüber zu verlieren. Denn Hinnerk Söltjen war ein banniger Kerl. Und wer weiss, ob er den Sohn nicht zum Hause hinausgeworfen hätte!

So war ein Jahr vergangen.

Aber so gut wie Hinnerk Söltjen auch im Herzen sein mochte, es kam doch etwas von Ungeduld über ihn. Das war keine Ordnung! Die Frau arbeitete sich herunter und schaffte doch nichts. Was verschlangen allein die fünf Krabben! Und eines Tages kam die Erleuchtung über ihn:

Frau Gesche Eggers, Witwe, geborene Jürgens, musste wieder heiraten! Dann kam er wieder zu seinem Gelde, die Kinder zu einem Vater, und alles kam dann wieder in Ordnung. Aber wen —?

Er hielt Umschau im Dorfe, aber das waren doch alle so fahrigs Bengels, die nichts hatten und nichts konnten. So sass er sinnend auf der Bank, rauchte seine Pfeife und blickte über die Düne hinunter nach dem Strom.

Da sah er, wie seine Kuff, breit und blank, in der Sonne vor gutem Winde herauftrieb. Und da kam auf einmal ein Gedanke über ihn, so fest und so vernünftig, dass er schnell aufstand und in das Haus ging. Er war wohl in Angst, dass dieser Gedanke wieder entweichen würde.

Gesche Eggers sass über die Nähmaschine gebückt, die von seinem Gelde gekauft war. Er sah die Frau kurz an und sagte: „Mein Deern, du musst din' Ordnung hebben. Und de Kinner ook. Und wenn mien Jan jetzt kummt, dann heiratst du den. Hest mi verstahn?“

Gesche Eggers schien den Alten nicht verstanden zu haben. Mit offenem Munde sah sie zu ihm auf. Sie wusste wirklich nicht, was sie erwidern sollte, und ehe sie überhaupt zur Besinnung kam, hatte Hinnerk Söltjen die Tür wieder hinter sich zugemacht.

Als Jan dann kam, als er mit frohen Augen von dem

guten Fang erzählte, von den fetten Zungen und dicken Schollen, sagte der Alte nur: „Go man räber to de Eggersche. Das ist deine Braut, mein Sohn, und erzähl' ihr das auch man. Erzähl' ihr auch man, dass sie und ihre Kinder jetzt wieder in Ordnung kommen sollen.“

Hinnerk Söltjen hatte hochdeutsch gesprochen. Das war seit Jans Konfirmation nicht mehr passiert. Jan wusste nicht, ob er sich hierüber mehr wundern sollte oder über die Tatsache, dass er jetzt Bräutigam war. Aber er kannte Hinnerk Söltjen und ging wortlos zu Gesche Eggers.

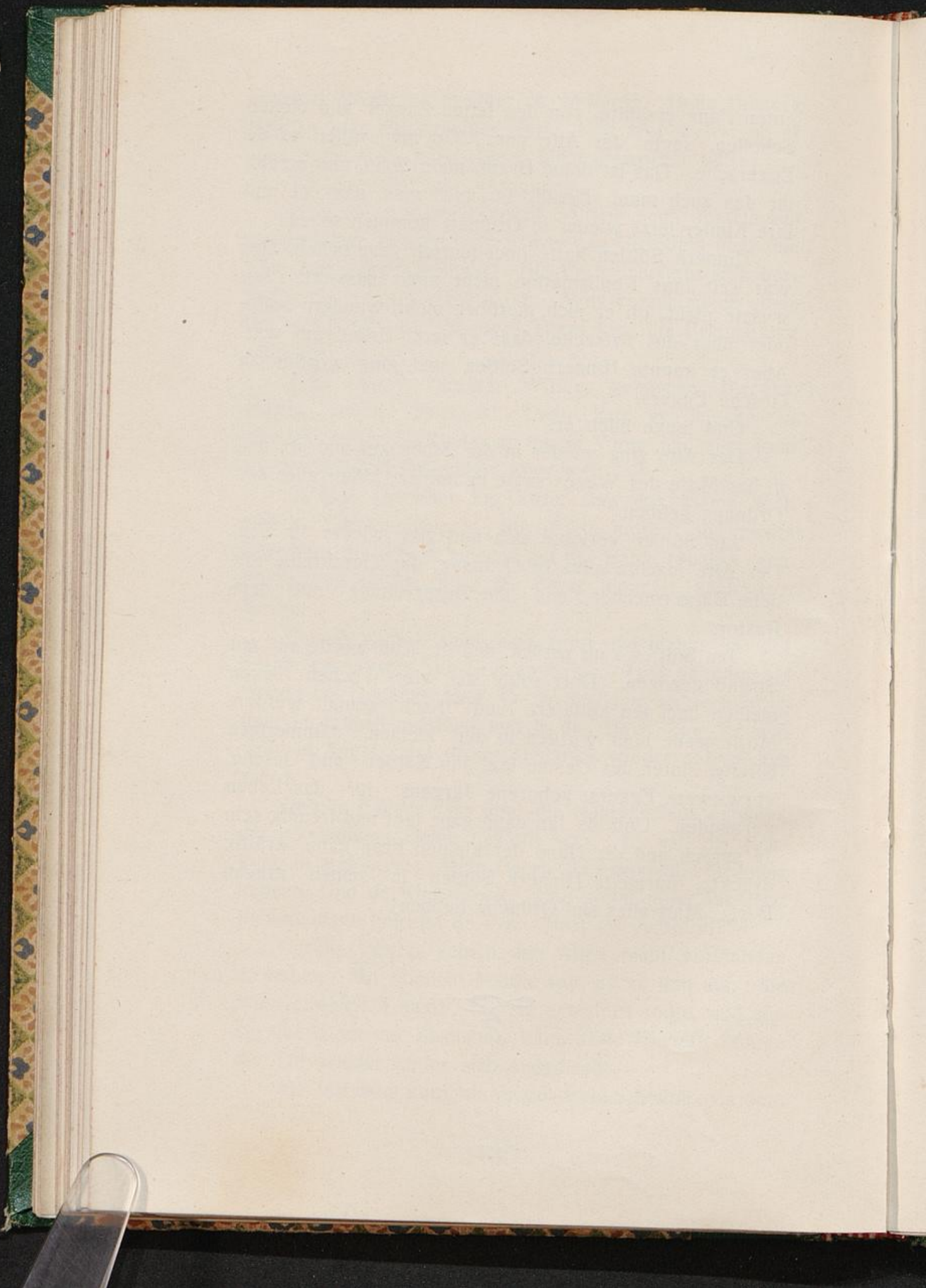
Und lange blieb er.

Der Alte ging wieder in der Stube auf und ab, und in der Mitte des Weges sagte er immer: „Mutt alles sin' Ordnung hebban.“

Jan Söltjen verlobte sich und ging wieder in See. Der Alte machte alles in Ordnung, das Geschreibe mit dem Bürgermeister und die Besprechung mit dem Pastor.

Jan Söltjen kam zurück, und die Kuff wurde auf den Strand gezogen. Dort sollte sie vier Wochen liegen bleiben und neu kalfatert und frisch gemalt werden. Mittlerweile aber wurden in der kleinen, dämmerigen Kirche, hinter der Gesine lag, Jan Söltjen und Gesche, verwitwete Eggers, geborene Jürgens, für das Leben verbunden. Und als Jan dann ganz laut und freudig sein Ja sprach und die Hand der kleinen Frau ganz kräftig drückte, murmelte Hinnerk Söltjen in seinen grauen Bart: „Mutt alles sin' Ordnung hebban!“

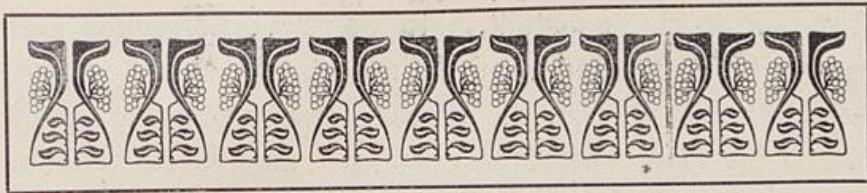




Gesche Claussen



Geometrie



Die Menschen in Halligenstedt werden durchschnittlich hundert Jahre alt. Halligenstedt liegt oben an der Nordsee. Irgendwo. Es könnte bei Holstein, es könnte bei Friesland liegen, überall, auf den Inseln, in den Dünen, in den Watten atmet eine langlebige Rasse.

Als ich zuerst nach Halligenstedt kam, wollte ich den Menschen ihr Alter so recht nicht glauben.

Im Sand sass ein Schiffer und flickte ein schweres Netz. . . .

„Na, Vadder, wie alt sind Sie denn?“

„83 Djohr“.

„Na, hören Sie mal, Vadder, Sie sind doch noch so jung und sehen so frisch und kräftig aus. Das kann ich ja fast garnicht glauben“.

„Wenn Se dat nich glöben kön't, dann fragen Se bitte den olen Mann, de da unnen an'n Strand steiht und dat Boot teert. Den olen Mann mit de grote Pip in'n Mund. Dat is mien Vadder!“ . . .

Aber dieser Vater war noch garnichts gegen Gesche Claussen!

O, das war eine böse Geschichte!

Gesche, die Witwe von Gerd Claussen, wollte überhaupt nicht sterben. War wohl mit den dämonischen Mächten im Bunde und wurde sogar jünger von Jahr zu Jahr!

Ja, das war eine böse Geschichte!

Gerd Claussen war gestorben. Sehr früh mit 80 Jahren. Er hinterliess aber das grösste und schönste

Anwesen in Halligenstedt, hatte Jahre vorher schon vier Schiffe verkauft, und wenn er damals mit einem eingekniffenen Auge durch die Strassen gegangen war, dann hatten die Halligenstedter gewusst, dass Gerd wieder viel Geld verdient hatte. Viel, viel Geld!

Was sollte nun seine Witwe, die 65jährige Gesche Claussen, mit all dem vielen Geld anfangen?

O, das stand ja im Testament!

Heiraten sollte sie nicht wieder. Aber viel Gutes tun bei Fidi Söltjen, Heini Kaulbaars, Meike Tienkögel und wie die Armen von Halligenstedt alle hiessen. Aber wenn Gesche Claussen dann gestorben war, ja, dann sollte Haus und Hof, Gut und Anwesen verkauft und der Erlös zu gleichen Teilen unter die 28 Halligenstedter Familien verteilt werden!

So hatte es Gerd Claussen, der gute, vornehme Gerd, bestimmt!

Wenn Gesche Claussen gestorben war. . . .

Nachdem man Gerd in dem kleinen Friedhof beige-
setzt hatte, nachdem das Meer gestiegen und gefallen
war, stand Gesche Claussen auf einmal im Mittelpunkt
aller Dinge.

Zu Lebzeiten des Mannes hatte man sie garnicht be-
achtet. Sie war immer eine blanke, saubere Deern ge-
wesen. Aber war doch garnicht besonders aufgefallen
neben Gerd, der wie ein Bär stark war und Hände ge-
habt hatte, wie ein paar Steinbutt.

Aber jetzt sah man sie mit ganz andern Augen an!

Jetzt hatte man doch die Pflicht, einmal nach der
Deern zu sehen!

Nach wenigen Tagen schon sagte Krischan Meier-
dirks zu Fidi Bullerdick:

„Se sitt aberst god ut. Du schallst mal sehen, de
lävt noch lange.“

Was bei den 65 Jahren schliesslich ja auch nicht
besonders auffallend gewesen wäre.

Das erste Jahr ging herum, und Gesche lebte in friedvoller Beschaulichkeit ihre stillen Erdentage dahin.

Sie hatte doch Pflichten!

Sie hatte viele Hühner, zwei Katzen und einen Kanarienvogel.

Zwei Mal in der Woche ging sie zu Gerds Grab.

Sie hatte viel Vergissmeinnicht auf den Hügel gesät. Hatte sich gefreut, wie eines nach dem andern herausgekommen war, und als dann alles in blassblauer Pracht blühte, wollte ihr Stolz schier kein Ende finden.

Und immer nur dachte sie:

„Wenn doch Gerd dat schöne Grab sehen kunnt!“ ..

Als das Trauerjahr mit seinen 365 Tagen ganz vorüber war, liess sich Gesche eines Tages aus der Stadt eine Schneiderin kommen. Diese musste für die Witwe ein neues, grauseidenes Kleid machen!

Der 75jährige Emil Kassebohm, der bei Gesche Claussen Kaffee kochen, das Essen auftragen, das Geschirr waschen und die Hühner betasten musste, überbrachte noch am gleichen Abend diese Neuigkeit den mit Recht empörten Halligenstedtern!

War es nicht ihr aller Geld? Musste de ole Deern noch Seide tragen, he? „Dat scholl Gerd Claussen man weeten! De dreihete sick in't Grab herum!“ Gerd Claussen hätte das bestimmt nicht getan.

Denn er lag jetzt schon seit einem Jahr so friedlich und still, so zufrieden und losgelöst von allem Aerger, dass er sich neuen, unvorhergesehenen Unzuträglichkeiten bestimmt nicht ausgesetzt hätte.

Die Näherin fuhr am dritten Tage im Boot wieder aus Halligenstedt fort. Bei dieser Gelegenheit zeigte die Halligenstedter Jugend, dass sie die Gefühle der Eltern teilte. Denn die Kinder warfen die fremde Frau mit Sand und Wattenschlick und riefen ihr allerhand Worte nach, die sie sicher aber nicht verstand, was sie durch

langanhaltendes Schütteln mit dem Kopfe zu erkennen gab.

Gesche Claussen aber liess es sich nicht nehmen, am nächsten Sonntag ihr neues Grauseidenes anzuziehen und mit nach Westermoor in die Kirche zu fahren.

Jeden Sonntag Morgen stiessen drei grosse Böte von Halligenstedt nach Westermoor ab. Der Weg über Wasser war drei Mal kürzer, als der Weg über den Deich, der bei Tönnens und bei Aberstedt grosse Krümmungen und Biegungen machte und schier kein Ende wollte.

Im Boot schon machten sich die Halligenstedter Luft. . . .

„Na, Gesche, wo geht Di dat?“

„Ooch, danke, mich geht es sehr gut,“ erwiderte Gesche in reinstem Hochdeutsch.

Ueberhaupt wurde auf den sonntäglichen Kirchfahrten viel Hochdeutsch gesprochen. Erstens klang es feierlicher, und dann konnte man den Pfarrer von Westermoor auch besser verstehen, wenn man sich ein bisschen an die Sprache gewöhnt hatte.

Gesche glaubte aber doch aus den Blicken und aus den Fragen einen leisen Unterton heraus zu hören, der ihr bisher fremd gewesen war. Und ein ganz kleines Misstrauen setzte sich alsbald in ihrer Seele fest.

„Gesche, Du siehst aberst fein aus“ . . .

„Ooch, dja, warum soll man sich denn nich ein büschen fein machen!“

„Gesche, nee, wie gesund und munter Du aussehen tust! Man sieht Dir ja leider Gottes nich mehr so oft.“

„Dja ich föhl mir ja auch ganz gesund und pummelig.“

August Sötenagel aber sagte:

„Gesche! Wie lang kennen wir uns nu schon! Das sind nich Djahre, das sünt schon Djahren!“

„Dja, das soll wohl sein,“ sagte Gesche.

Dann aber sagte Carsten Kreifidel etwas sehr, sehr Ungeschicktes. . . .

„Sollst mal sehen, Gesche, Du überlebst uns alle noch!“

Gesche antwortete spitz:

„Das wäre dja nich gut für Euch alle!“

Damit drehte sie sich herum und blickte starr über die grosse, grüne Fläche. Blickte an den weissen Ringen hinunter, die die Ruder in das Meer schlugen, und sass still, ganz still.

Und jeder im Boote fühlte, dass es jetzt eine grosse Kluft gab zwischen Gesche und all den Halligenstedtern.

Wie konnte Carsten Kreifidel aber auch so dumm sein! So dumm mit seinen 91 Jahren!

Aber so war Carsten Kreifidel nun einmal. Es mögen so an die 60 oder auch an die 70 Jahre her sein, da hatte er auch so eine Dummheit gemacht. Da hatte er dem Amtmann von Westermoor gesagt, dass die Halligenstedter auch in der Schonzeit auf die Tickenten gehen.

Und das hielten sie ihm jetzt wieder vor.

Jedenfalls fiel der Kirchgang an diesem Sonntag sehr kühl aus. Und so schön auch der Pfarrer von Westermoor über Brüderlichkeit und Nächstenliebe sprach, — die Herzen der Halligenstedter blieben verstockt und auch Gesche hörte nur mit halbem Ohr all die schönen Worte.

Sie dachte nur an sich.

Ja, so sündhafte Gedanken hatte sie. Recht lange wollte sie leben! Wollte sich eine Ziege aus der Stadt kommen lassen, denn davon hatte sie gehört, dass Ziegenmilch den Menschen ein langes Leben schenkt.

Wollte sich hegen und pflegen, wie ein rohes Ei, und wollte, wenn es geht, dreihundert Jahre alt werden! Das wären dann keine Jahre mehr und auch keine Jahren! Das wären schon Jahrenden!

Das wollte sie dann dem dummen August Sötenagel sagen.

Unter solchen Gedanken fuhr sie nach Halligenstedt zurück.

Ihr weiteres Dasein war nur von dem Gedanken erfüllt, ihr Leben zu verlängern.

Emil Kassebohm, ihre einzige Stütze im Haushalt, genügte ihr nicht mehr. Sie liess sich eines Tages aus der Stadt eine Magd kommen. Eine richtige Magd, die kochen und flicken konnte und ein ganz junges Ding von einigen dreissig Jahren war. Aber flink war sie und tüchtig, und auf alles passte die Deern auf, als wenn es ihr eigen Haus und Gut wäre.

Emil bekam lediglich die Obhut über den Hühnerstall und über die Ziege, die in der nächsten Woche von einem sehr merkwürdig aussehenden Menschen gebracht wurde. Dieser Mann gab Emil auch Anweisung, wie solch ein Tier zu melken sei.

Und so musste Emil mit seinen 76 Jahren, — er war mittlerweile um ein kleines Jährchen vorgerückt, — noch Dinge lernen, an die er in seiner frühesten Zeit niemals gedacht hatte.

Gesche aber stellte ihr Leben auf eine ganz andere Grundlage. Den Haushalt überliess sie nur der Magd. Aber damit die alten Knochen nicht steif und ungelentk wurden, beschäftigte sich Gesche den ganzen Tag über mit Gartenarbeit.

Sie grub und jätete, pflanzte und trug Wasser und freute sich an allem Blühen und an allem Werden und hatte das Gefühl, dass sie selber mit dem Kohl und mit den Radieschen, mit Rosen und Tulpen wachsen und blühen müsse!

So verging ein Jahr nach dem andern in gleichmässiger Einsamkeit. Und als die Halligenstedter einsehen, dass Gesche noch garnicht daran dachte, zu sterben, ergaben sie sich schliesslich in ihr freudloses

Geschick und blickten voller Aerger und Misstrauen auf die rüstige Alte, die immer im grossen weissen Kopftuch im Garten herumarbeitete.

Nur die ganz hartnäckigen hofften auf irgend einen Zufall. Auf ein Gewitter, auf eine Sturmflut, so wie vor 42 Jahren, die doch auch nur einen Menschen, die alte Stine Twietmeyer, hinausgerissen hatte in das tosende Gebrüll.

Ja, es konnte ja auch mal ein Erdbeben kommen, von dem man doch auch schon viel gehört hatte, und von dem der Lehrer so viel erzählt hatte!

Aber nichts, garnichts derartiges traf ein!

Im Gegenteil! Man konnte fast glauben, dass Gesche von Tag zu Tag jünger und frischer wurde!

Jedes Jahr kam die Schneiderin aus der Stadt und blieb eine ganze Woche lang. Sie fuhr dann abends immer wieder zurück, wenn die Halligenstedter Gören schon lange in ihren dicken Federn lagen.

War die aber dann fort, dann erschien Gesche an den nächsten Sonntagen immer wieder in einem andern Kleid.

Und was für Farben!

Das hätte der alte Gerd Claussen, wenn er noch lebte, nie und nimmer zugegeben! Rot und grün zog sie an! Und eines Tages, — sie war mittlerweile wohl an die 71 Jahr alt geworden —, stieg sie in einem knallrosa Kleid mit grünen Puffärmeln auf.

Wie konnte man nur das schöne Geld so sündhaft hinauswerfen! Wie konnte man sich nur so an dem letzten Willen eines guten Menschen versündigen, der sicher aus den Wolken herabsah auf all dies lästerliche Treiben und daher keine Ruhe finden konnte in der ewigen Seligkeit. Nur die Armen in Halligenstedt lebten auf.

So viel und so reichlich hatten sie noch niemals bekommen durch all die Jahre hindurch.

Wenn Gesche sie Sonntags alle holte und ihnen

eine kräftige Suppe vorsetzte und eine Portion Labskaus, — so eine Portion, wie sie ein erwachsener Mann eben noch vertragen konnte, — dann war Feiertag in den armen Seelen, und sie waren des heissen Wunsches voll, dass Gesche noch lange, recht, recht lange leben möchte!

Und das tat Gesche ja auch.

Als zehn Jahre vergangen waren seit dem Tode Gerds, liess Gesche in Halligenstedt die Nachricht verbreiten, dass sie bald abzureisen gedenke, um in ein Bad zu fahren.

Sie hätte von einer Art Jungbrunnen gehört, der weit, weit von hier liege. Aber Körper und Geist würden dort neu gestärkt und als frischer Mensch käme jeder zurück, der dort sechs Wochen gewilt hätte. . . .

In Halligenstedt herrschte eine grosse Aufregung, als diese Nachricht verbreitet wurde. Einige Bewohner überlegten sich sogar sehr ernstlich, ob man nicht in der Lage sei, eine solche Reise mit Gewalt zu verhindern. Wieder andere sagten, man solle sie ruhig ziehen lassen. Das Land habe keine Balken! Man wüsste ja, dass nicht jeder so eine Reise mit der Eisenbahn übersteht, und dass gerade auf einer solchen Bahn doch viel, viel mehr Unglück geschehe, als auf dem Wasser!

„Nee, lat ehr man ruhig reisen!“ . . .

Das sagten sie von der Frau, auf die sie im tiefsten Herzen einen Groll geworfen hatten.

Wie konnte eine so überflüssige Person auch so lange leben!

Begleitet von den mannigfachen Wünschen der Halligenstedter reiste Gesche Claussen denn auch ab.

Sie hatte vorher ihr Haus bestellt. Hatte die Magd mit den beiden Katzen auf sechs Wochen beurlaubt und in die Heimat zurückgeschickt und dann das Haus von oben bis unten abgeschlossen.

Der Kanarienvogel, von dem es dahingestellt bleiben mag, ob es noch der gleiche von früher war, wurde in

den Hühnerstall gehängt, und Emil Kassebohm war in Pflicht genommen worden, täglich nach dem Garten, den Hühnern und nach dem Kanarienvogel zu sehen.

Die Eier sollte er unter die Armen verteilen. Konnten die Armen aber alle Eier nicht essen, dann sollte der Rest sonntäglich mitgenommen werden nach Westermoor. Dort sollten die Eier dem Pfarrer übergeben werden, der sie dann wieder an seine Armen verteilen sollte.

Das war alles ganz genau festgelegt und bestimmt, so dass es hieran nichts zu drehen und zu deuteln gab. Und der Traum von einem schwunghaften Eierhandel, den Emil Kassebohm in den ersten Augenblicken wohl geträumt haben mag, zerrann vor den bestimmten und energischen Weisungen Gesches.

Und befriedigt reiste Gesche ab.

Sie liess die ganze Zeit nichts von sich hören, und die Halligenstedter fragten täglich beim Lehrer hinten herum, ob er denn nichts von irgend einem Unglück gelesen habe.

In der sechsten Woche aber kam ein Brief.

Es war nicht so selten, dass die Fähre morgens einen Brief mitbrachte. Hatten die Halligenstedter doch viele Jungens draussen auf See! Dienten doch drei bei der Marine und waren doch vier Halligenstedter Deerns verheiratet nach ausserhalb!

So kam fast jeden zweiten oder dritten Tag ein Brief nach Halligenstedt! Die Zeitung, die der Lehrer las, und wo immer noch nichts von einem Unglück drin zu lesen war, kam sogar alle Tage. Nur nicht Montags. Das wusste man ganz genau!

Der Lehrer, der alles las und wusste, war es ja auch, der die Briefe meistens beantworten musste und sie in den weitaus meisten Fällen den Empfängern auch vorlesen und übersetzen musste!

Aber noch niemals hatte ein Brief so viel Aufsehen

erregt, wie das Schreiben von Gesche Claussen an Herrn Emil Kassebohm. Denn auf dem Umschlag stand deutlich zu lesen: „Absenderin: Gesche Claussen Witwe.“ Emil wurde sofort benachrichtigt, und in wenigen Minuten hatte sich eine grosse Anzahl Halligenstedter zusammengefunden. Im Zuge gings zum Lehrer, der gerade damit beschäftigt war, Gesches Ziege zu melken; er hatte sie bereitwilligst von Emil Kassebohm zur Pflege übernommen. Mit merkwürdig guter und frischer Schrift teilte Gesche folgendes mit:

„Lieber Herr Emil. Willst Du bitte von heute ab die Eier aufheben, weil ich ein paar Klucken setzen will, wenn ich übermorgen zurückkomme. Das Bad hat mir sehr gut bekommen. Mein Doktor hier sagt, dass ich um 20 Jahren hier jünger geworden bin. Das sag man allen.

Gesche Claussen Wittwe.“

Der Lehrer hatte den Brief laut lesen müssen, denn es hatten sich mittlerweile wohl alle Halligenstedter in dem Lehrerhause eingefunden.

Sie gingen aber alle wieder in trüben Gedanken und getäuschten Hoffnungen auseinander, und Carsten Kreifidel, der damals mit seinen 91 Jahren noch die grosse Dummheit mit Gesche begangen hatte, was ihm inzwischen fast täglich vorgehalten worden war, sagte ärgerlich:

„Jetzt hett dat kienen Zweck mehr, datt ick witer leben do. Jetzt will ick ook man sterben.“

Welches Versprechen er übrigens hielt, indem er am nächsten Tage, kurz vor der Rückkehr Gesches, mit rund hundert Jahren das Zeitliche segnete.

Dieser Vorfall wurde natürlich auch Gesche zur Last gelegt.

„De ole Mann is vor Aerger storben! Gesche hett em dör eeren utverschamten Brief argert. De Mann ha ruhig noch tein Jahre leben kunnt!“

Und so war der Empfang Gesches sehr kühl und sehr frostig.

Als sie mit grossen Koffern im Fährboot sich dem Strand näherte, gingen die Halligenstedter in ihre Häuser, als käme die Cholera über das Meer.

Nur Fidi Söltjen und Meike Tienkögel standen am Ufer und winkten und winkten. Hatten vorher auch das Haus mit Blumen geschmückt und hatten sich von Gerhard Henke ein Schild malen lassen:

„Hertzlich willkommen!“

Worüber sich Gesche ganz unbändig freute!

Heini Kaulbaars, den Gerd Claussen damals auch im Testament bedacht hatte, hätte auch sicher am Ufer gestanden und gewunken, wenn er nicht vor drei Jahren schon gestorben wäre.

Er war nicht alt geworden. So an die 70 herum. Denn eine schleichende Krankheit hatte seinem jungen, hoffnungsvollen Leben ein Ziel gesetzt, wie Meike Tienkögel damals zu Gesche Claussen gesagt hatte.

Jedenfalls war Gesche wieder zu Hause.

Der Lehrer hatte, nachdem er den Brief gelesen hatte, die Ziege sofort wieder der Obhut Emil Kassebohms anvertraut.

So fand Gesche denn alles wohlgeordnet und in bester Verfassung wieder vor. Nachmittags kam auch die Magd mit den beiden Katzen wieder, so dass das Leben um Gesche herum bald seinen altgewohnten, müden Lauf nahm.

Nur eines fiel auf.

Gesche, die gesund und blühend wie eine junge Deern aussah, liess sich von jetzt ab fast garnicht mehr sehen und nahm an den Kirchfahrten nach Westermoor nicht mehr Teil.

Sie war wohl menschenscheu geworden, was die Halligenstedter doch immerhin als ein gutes Zeichen be-

ginnenden Alters und als eine, wenn auch schwache Hoffnung ansahen.

„Vielleicht geht se doch bald dod!“

Das war der Wunsch und Wille der Leute, die sich über das merkwürdig lange Leben dieser Frau nicht genug entsetzen konnten.

Gesche wurde 80 Jahre alt und wurde 81 Jahre alt. Tagaus, tagein arbeitete sie im Garten.

Für die Hühner hatte sie mittlerweile doch die Magd nehmen müssen, da Emil Kassebohm in einem unbegreiflichen Anfall von Schwäche im 90. Lebensjahr gestorben war.

Auch andere waren schon dahingegangen und lagen draussen in der Nähe von Gerd Claussen, der doch sicher voller Sehnsucht auf seine Frau wartete und sicher nicht die ewige Ruhe finden konnte wegen so vieler Niedertracht und boshafter Verlängerung eines überflüssigen Lebens!

Es hatte fast den Anschein, als ob eine neue Generation im Heranwachsen begriffen sei. Aber diese neuen Menschen hatten die Wissenschaft von Gerd Claussens Testament geerbt und hatten den Hass auf Gesche mit übernommen und die starke Hoffnung, dass so ein altes Weib doch nicht ewig leben könne!

Und eines Tages wurde bekannt, dass Gesche wieder fortreiste!

Sicher wieder in diesen Jungbrunnen, den man vergiftet hätte, wenn man nur gewusst hätte, wo er liegt!

Sie hatte alles wohl geordnet. Hatte die Ziege, sicher schon die zweite Nachfolgerin der erstgekauften, Fidi Söltjen geschenkt, der sie aber wegen seiner zitternden Finger von seinem Urenkel melken lassen wollte, der gerade von der Dienstzeit bei der Kaiserlichen Marine zurückgekehrt war. Die Magd hatte sie mitgenommen, und die Hühner waren ebenfalls Fidi Söltjen

anvertraut, der auch diesen Tierbestand von seinem eben genannten Urenkel bewachen und betasten liess.

So war Gesche zum zweiten Male abgereist, heimlicher als das erste Mal, und mit unbestimmten Gefühlen blieben die Halligenstedter zurück.

Und abermals nach sechs Wochen kam ein Brief von Gesche.

Dieses mal war er an Fidi Söltjen gerichtet, und er lautete fast so wie der erste Brief damals an Emil Kassebohm. . . .

Fidi sollte von heute ab die Eier aufbewahren, weil Gesche ein paar Glucken setzen wollte. Das Bad sei ihr über Erwarten gut bekommen, und der Doktor habe gesagt, sie könne 20 Jahre und noch länger leben. Das sollte er nur allen sagen und sollte alle auch vielmals grüssen!

So etwas war doch selbst in Halligenstedt noch nicht vorgekommen! So eine verworfene Langlebigkeit vereint mit so viel niederträchtiger Lebensfreude und boshafter Gesinnung gegen die Mitmenschen!

Als aber der Lehrer feststellte, dass der Brief doch mit sehr zitteriger Schrift und mit sehr schwachen Zügen geschrieben sei, huschte ein Strahl der Hoffnung über die Gesichter der Halligenstedter, und an die zwanzig Jahre glaubten sie so recht nicht mehr.

Der Rückkehr Gesches aber sahen sie viel fröhlicher und zuversichtlicher entgegen, als damals das erste Mal.

Gesche kam, als schon tiefe Dunkelheit auf dem Meere lag, mit dem letzten Fährboot herüber. Die Magd stand bei ihr im Boot, und am Strande war nur Fidi Söltjen zum Empfang anwesend.

Gesche zog wieder in ihr Haus ein und liess sich bald aus der Stadt eine neue Ziege kommen. Die Magd wirtschaftete wie früher, und das Leben bot nichts Neues. Nur dass Gesche sich jetzt überhaupt nicht mehr sehen liess, fiel auf.

Selbst dann drehte sie sich weg, wenn die Halligenstedter an ihrem Garten vorbeigingen, um sich an ihrem Verfall zu erfreuen und aufzurichten. Aber sie sahen nur ihren gekrümmten Rücken und das grosse, schneeweisse Kopftuch. Ganz wie früher, so dass man wirklich nicht sehen konnte, ob sie denn tatsächlich so rüstig aussah, wie es von hinten den Anschein hatte. Gesche wurde 95 Jahre alt, und sie wurde 100 Jahre alt.

Der Sommer kam, und der Winter brachte Eis und Kälte. Dann kam der Frühling wieder mit westlichen Winden und vielen weissen Segeln weit, weit draussen auf dem Meere.

Und Gesche lebte und arbeitete noch immer.

Es kam ja manchmal in Halligenstedt vor, dass einer 100 Jahre alt wurde. Aber warum musste es gerade diese Frau werden! Diese Frau, an der doch niemand mehr Freude hatte!

Neue Menschen kamen und Menschen gingen!

Nun war es schon 35 Jahre her, dass Gerd Claussen sein edles Testament gemacht hatte, und immer noch konnten die Halligenstedter seinen letzten Willen nicht erfüllen und konnten ihr wohlverdientes Erbe nicht antreten!

Für wen lebte diese fremde Frau aus einer vergangenen Zeit eigentlich noch? Fidi Söltjen und Meike Twienkögel waren doch schon lange gestorben!

Auch all die andern schon, die Gerd Claussen, den braven, guten Gerd, gekannt und geliebt hatten.

Gesche Claussen aber wurde 105 Jahre und wurde, so wahr, wie das Meer gross ist, 110 Jahre alt!

Und endlich, zwei Jahre noch später, kam eines Tages die Magd aus dem Hause. Sie humpelte zitternd über den Sand und stieg in das Fährboot. Ihr Bündel auf dem gekrümmten Rücken. Beim Aussteigen sagte sie zu dem Fährmann: „Wenn Du nachhersten na Huus

kummst, denn segg man, datt Gesche Claussen gestern Abend storben is!"

So war das Schicksal denn erfüllt!

Mit lebhafter Gier zogen die Halligenstedter in das verlassene Haus. Sie stöberten durch die Zimmer, die ihr Fuss nie betreten hatte. Auf ihr gutes Recht pochend, dass das hier ihr Grund und Boden, ihr Eigentum seit langen, langen Jahren war.

Und so kamen sie in das kleine, helle Schlafzimmer. Da lag Gesche auf einem schneeweissen Bett.

Nur noch ein Schatten. Nur noch ein kleines Köpfchen voller Runzeln und Falten. Wie ein uralter Raubvogel aus einem fremden Land sah sie aus. Gelb und verschrumpelt.

Heini Söltjen, der Urenkel Fidi Söltjens, spuckte aus und sagte:

„Und so wat ward 112 Jahre old!“

Auf dem kleinen Tisch, der vor dem Bett stand, lag ein versiegelter Brief:

Sie griffen mit gieriger Hand danach, und sofort sah der Lehrer, dass etwas darauf zu lesen war. Er las:

„Nach meiner Beerdigung zu öffnen.“

Die Halligenstedter bestürmten den Lehrer, den Brief doch gleich zu lesen. So eine alte Frau könne doch nicht mehr wissen, was sie tue und schreibe!

Aber der Lehrer blieb standhaft und nahm den Brief an sich.

Die Beerdigung wurde nun mit einer Geschwindigkeit vollzogen, die in Halligenstedt bisher noch nicht angewandt worden war.

Als die Flut zwei Mal gekommen und gegangen war, lag Gesche Claussen schon draussen neben Gerd.

Nicht unter demselben Hügel, weil dort kein Platz mehr war.

Etwas weiter draussen, nach dem Meere zu.

In einer blumigen Wildnis von Pechnelken, Stiefmütterchen und Anemonen.

Nach der Beerdigung aber zogen sie alle in das Haus Gesches, und man setzte sich in der grossen Diele auf Bänke und Truhen, auf Stühle und auf die Koffer, die Gesche anscheinend wohl wieder gepackt hatte, um in den Jungbrunnen zu fahren!

Ja, da hatte der liebe Gott aber doch einen Strich durch diese Rechnung gemacht! So eine verwerfliche Langlebigkeit war doch sicher selbst für seine Langmut und Güte etwas zu stark!

Hier musste der Lehrer den Brief hervorholen und ihn lesen.

Wie langsam der Kerl den Brief aufbrach!

„Na, nu mak doch een bäten to! Wie weet doch endlich wäten, woran wi sind!“

Und er las.

Las mit feierlicher Stimme, als ob sein Wort das Schicksal der Welt entscheiden sollte

„Wenn Ihr diese Zeilen leset, bin ich schon seit vielen, vielen Jahren vermutlich gestorben. Und sicher ist das Papier gelb und alt. Ich sollte immer Gutes tun im Leben, wie mir mein Gerd gesagt hatte, und das habe ich auch getan. Als ich auf meine zweite Badereise ging, — ich weiss nicht, wie viele Jahre es her sein mögen, — da kehrte nicht ich wieder zurück. Die Zurückgekehrte war eine andere! Ich fühlte damals mein Ende und wollte unter guten Menschen sterben. Aber meine Schwester, die mir sehr ähnlich sah, obwohl sie gut 20 Jahre jünger war als ich, trat mein Erbe bei Euch an. Ihr Mann war gestorben, Kinder hatte sie nicht, und so sollte sie einen schönen Lebensabend haben. Sie kehrte damals statt meiner zurück und lebte sorgenlos und froh in dem Haus bis zu ihrem jetzt erfolgten seligen Tode. Es hat alles seine Rich-

tigkeit, denn ein Advokat in der Stadt, der mir auch dieses Schreiben aufsetzte, hat es gesagt. Möge es ihr noch lange Zeit vergönnt gewesen sein, in Eurer Mitte zu leben. Denkt manchmal zurück an Eure alte Freundin, die in fremder Erde, weit, weit von Halligenstedt, ihr letztes Plätzchen gefunden hat und sicher schon lange Jahre im Himmel mit ihrem guten Gerd vereint ist.

Gesche Claussen.“

Der Lehrer hatte den Brief, dessen Papier ganz vergilbt war, langsam zu Ende gelesen.

Die Halligenstedter gebrauchten ein paar Minuten, um sich über alles klar zu sein.

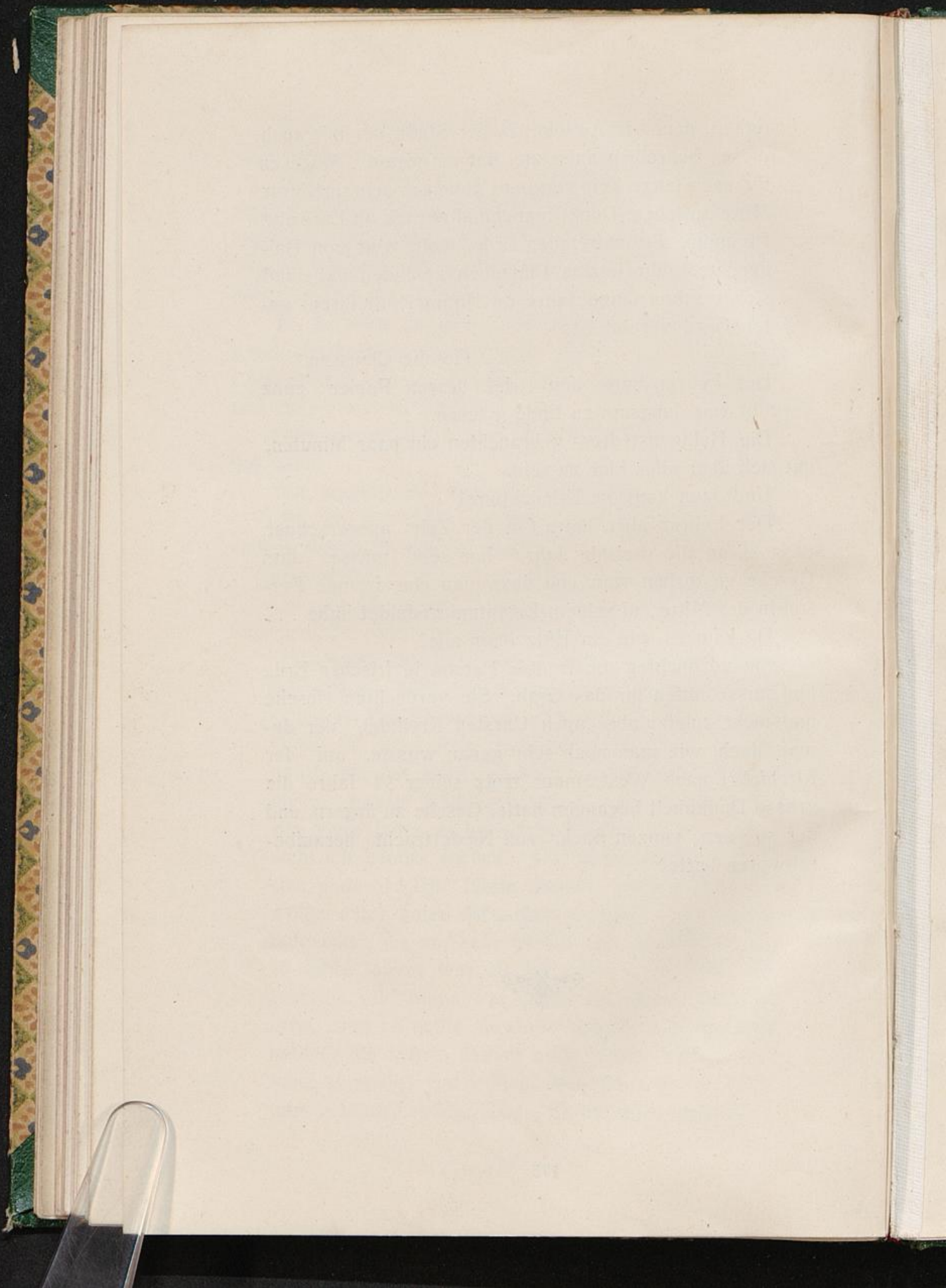
Und dann kam die Erleuchtung!

Der Lehrer aber hatte in der Zeit ausgerechnet, dass es an die dreissig Jahre her sein müsse, dass Gesche gestorben war, und dass man eine fremde Person in der Mitte auf seinem Eigentum geduldet habe . . .

Da kam es wie ein Blitz über alle!

Sie verfluchten die fremde Person in frischer Erde und missgönnten ihr das Grab. Sie verfluchten Gesche und nicht zuletzt aber auch Carsten Kreifidel, der damals doch, wie man noch sehr genau wusste, auf der Kirchfahrt nach Westermoor trotz seiner 91 Jahre die grosse Dummheit begangen hatte, Gesche zu ärgern, und der so den ganzen Sack voll Niedertracht heraufbeschworen hatte!

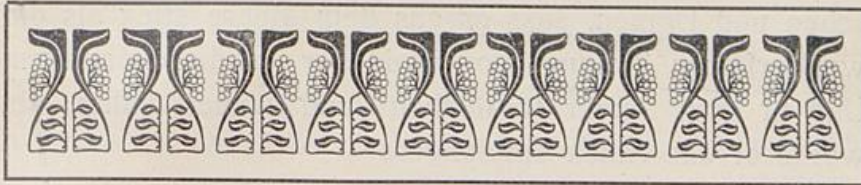




Wie Jürgen Jürgens sein
Glück machte



Wie Jaten Jürgens sein
Glick macht



Wer Jürgen Jürgens vor zehn Jahren kannte, musste ihn lieb haben. Er war gross und blond. Aus seinem braunen Gesicht lachten graue, liebe Augen, so ehrlich und offen, dass man ihm nach einer halben Stunde alles anvertrauen zu können glaubte, Freundschaft und selbst Geld, bares, blankes Geld. Diese Augen lachten selbst dann, wenn Jürgen Jürgens hungrig war. Und wenn er das linke Auge ein wenig einknickte, wenn er leise den Kopf hin- und herwiegte, übertrug sich diese heitere Seelenruhe auf alle, die in seiner Nähe weilten. Die Menschen zwar hielten ihn für einen harmlosen, ja, für einen etwas beschränkten Menschen. Er fuhr, obwohl er das Patent für grosse Fahrt hatte, immer als Steuermann auf alten Segelschiffen. Ihm fehlte anscheinend der Ehrgeiz, seine Kenntnisse als Offizier bei den grossen Dampfer-Reedereien zu verwerten, in gut sitzender Uniform über das Promenadendeck zu schlendern, verfolgt von den Blicken der schlanken Misses, die in Deckstühlen lagen und flirteten.

Jürgen Jürgens fühlte sich ganz wohl in seiner Sphäre. So langweilig war die christliche Seefahrt nun doch nicht, wie es die Kollegen von den rasch dahineilenden Dampfern glaubten. Man nahm manchmal doch auch Passagiere mit, hatte genug zu lesen an Bord und vor allem genug zu arbeiten. Und dann hatte Jürgen Jürgens in all seiner Harmlosigkeit das bestimmte Gefühl, dass das Glück eines schönen Tages zu ihm kommen würde. Vielleicht glaubte er, losgelöst von Men-

schen und Dingen, dass es aus dem Meere stieg als ein wunderfeiner Traum von Goldhaar und Nixen Augen. Und er ging immer so festlich und sauber einher, als wollte er das Glück empfangen.

So fuhr er auf den deutschen und fremden Meeren herum. Sein Leben war ein harmonischer Kreislauf zwischen den Wendekreisen hin und her, ein lächelndes, ewig heiteres Abenteuer selbst in rauhen, eisigen Winternächten. Das war, als Jürgen Jürgens noch vor zehn Jahren die Meere befuhr. . . .

Heute fährt er nicht mehr, wenigstens nicht zur See. Er hat ein 60pferdiges Auto, das er selbst steuert, bewirtschaftet im Sommer sein Rittergut und lebt im Winter in seiner Hafenstadt, dort, wo man ihn für zu harmlos und gar etwas beschränkt hielt. Er trägt seinen Bart kurz geschnitten, hat eine entzückende, kleine Frau, die ihm gerade jetzt den dritten Jungen geschenkt hat, und ist im grossen und ganzen der liebe, gute Kerl geblieben. Das alles kam überraschend schnell, so dass man es in grossen Zügen erzählen kann.

Jürgen Jürgens lag damals mit der alten „Mayflower“ in Liverpool. Es war seine Schwäche, auf englischen Schiffen anzumustern. Es war ein ausgedienter alter Dreimaster, den die Versicherungsgesellschaften schon lange auf die schwarze Liste gesetzt hatten. Er sollte mit einer Ladung Kohlen nach Hamburg gehen.

Und wie die Kohlen an Bord kamen, kam auch ein steinreicher Mann an Bord. So eine Art englischer Thyssen. Er brachte allerhand Launen mit und eine Tochter. Ein Mädels klein und zierlich. Mit Haaren, schimmernd und flimmernd in der goldenen Herbstsonne, dass man nicht wusste, ob sie braun, blond oder gar rot waren. Dieser reiche Engländer hatte sein Schicksal gefunden. Es sah ihn an aus scharfen Brillengläsern, war Arzt und verordnete eine lange, einsame Seereise. Gegen beginnende Arterienverkalkung, gegen

oder für die angegriffene Lunge, und Gott weiss, was sonst noch alles.

Warum kaufte sich dieser Mann keine Jacht? Warum fiel sein Blick auf diese alte Bark? War es der verlockende Name, war es das linke, ein wenig eingekniffene Auge des Jürgen Jürgens? Kein Mensch konnte es sagen. Jedenfalls waren die beiden da. Und Jürgen Jürgens, der das Schiff als stellvertretender Kapitän nach Hamburg fahren sollte, war heilfroh, wieder einmal nach langer Zeit Passagiere an Bord zu haben.

Und jetzt beginnt die Erzählung von dem Glück, das zu Jürgen Jürgens ungerufen gekommen war, ganz so, wie er es geträumt hatte.

Von Liverpool aus ging es in See. Man kann sich die Beschreibung der Reise schenken. Sie verlief in den ersten Tagen glatt und ruhig, ganz wie es der Arzt verordnet hatte. Und wie es immer so geht mit den Geschichten von Glück und Liebe auf See, kam auch hier ein Sturm, ein richtiger, starker Sturm. Lesen Sie aber weiter, meine Herrschaften. Gewiss: Es kam ein Sturm, und die „Mayflower“ wurde böse hin und her geworfen, so ganz anders, als der Arzt es verordnet hatte. Und der alte Kohlenlord lag stöhnend in seiner Kajüte und wollte von Gott und der Welt nichts mehr wissen.

Die Tochter aber stand oben an Deck, sie hielt sich tapfer im Sturm an der Reeling fest und suchte Trost in den zuversichtlich lachenden, grauen Augen des harmlosen Jürgen Jürgens. Und im Sturm kam die entscheidende Stunde, ganz so wie in allen Seegeschichten.

Ihr Kopftuch war fortgefollert. Und so stand sie da, blond und schön. Und er stand ihr gegenüber, gross und barhäuptig, so dass auch seine blonden Strähnen wie gesponnenes Gold wogten. Und es war nur ein Augenblick. Ihre blauen Augen blitzten in seine lachenden, grauen Augen. Und das Schiff holte, wie auf Kommando, stark über, und Jürgen Jürgens musste sie auf-

fangen. Er verbeugte sich ritterlich vor ihr und führte sie wie ein König in die schützende Kajüte. Weiss der Teufel, woher er das hatte!

Und der Sturm nahm zu, und die „Mayflower“ kenterte abends, als zerfetzte Wolken am sternklaren Himmel hingen, westlich von Borkum, in der Nähe der holländischen Insel Rottum. Wie war man nur dorthin gekommen? Jürgen Jürgens musste es wissen. Er war für den Kurs verantwortlich. Jedenfalls waren sie mit starkem Sturm aus Nordwest aufgefahren und sassen fest.

Gewiss die alte, üble Geschichte von der Rettung der Angebeteten durch den kühnen, heldenhaften Seemann. Die Geschichte, die man dutzendweis liest und sie doch nicht glaubt! — Aber lesen Sie weiter, meine Herrschaften, lesen Sie weiter!

Es wurde bald höchste Zeit, die Rettungsboote klar zu machen. Denn die alte „Mayflower“ brach auseinander, wie das gestrandete Segelschiffe so an sich haben. In den beiden grossen Booten wurde die Mannschaft untergebracht. In die Kapitänsgig packte Jürgen Jürgens Mr. Jefferson und Florence Jefferson allein. Er wollte es mit seiner Bärenkraft schon zwingen. Zur Not konnte man ein kleines Segel aufstecken, zumal der Sturm doch abflaute.

Mit starken Ruderschlägen brachte sich die Mannschaft in Sicherheit. Jürgen Jürgens hatte sie veranlasst, fortzurudern. Und nun waren die drei allein. Weit hinten, wie ein silberner, flackernder Stern, leuchtete das Feuer von Rottum. Auf dieser Insel hauste nur ein holländischer Vogt, und keine Rettungsmannschaft konnte bedrängten Schiffen zu Hilfe kommen.

Und da machte der zu Tode erschrockene Engländer die Entdeckung, dass das Boot leck war. Vergeblich versuchte Jürgen Jürgens, das Leck zu dichten. Leise gurgelnd drang das Wasser herein.

Jetzt war es Zeit, zu handeln. Jürgen Jürgens gab den beiden Menschen den Befehl, das Sinken des Bootes ganz ruhig abzuwarten und dann sich an den Seiten aussenbords festzuhalten. So könnte das Boot die Last dann treibend tragen. . . .

Das Boot lief voll, und in ihr Schicksal ergeben, klammerten sich die Drei an den Planken fest. So trieben sie kurze Minuten langsam, mit günstigem Winde, dem Stern von Rottum zu.

Und nun setzte die Katastrophe ein.

Jürgen Jürgens sah und sagte, dass das Boot nicht alle drei über Wasser halten konnte. Und schnell entschlossen überliess er, sich rückwärts in die Fluten werfend, den beiden das Boot allein.

„Ich kann mich vielleicht schwimmend retten.“

Aber so viel sah Florence, so viel wusste Mr. Jefferson, dass kein Mensch der Welt diese lange Strecke schwimmend zurücklegen konnte.

Und da hatte Jürgen Jürgens noch einen weiteren glücklichen Gedanken. Er näherte sich dem Mädchen und flüsterte ihr ins Ohr:

„Ich gehe gern in den Tod, denn ich tue es für dich!“

Und da klang es wie der Ruf des Glücks aus dem Munde des blassen Mädchens:

„Halt! Komm' zurück! Nimm mich mit dir!“ Und in der rauschenden See kam er zurück. Und er fasste sie mit übermenschlicher Kraft mit starken Armen und kämpfte sich durch die Wellen. Den mehr toten als lebendigen Mr. Jefferson legte er in seiner ganzen Länge auf die Bänke des treibenden Bootes. Im rechten Arm hielt er das prächtige Mädchel, mit der linken Hand steuerte er und trieb das Boot dem Strande zu.

Er fühlte ihren warmen Atem an seinem Gesicht:

„Oh, halte aus, du lieber Mann. Nur noch eine Meile!“

Und er hielt aus. Kämpfend wie ein Held, ab und zu

seine Last auf das treibende Boot legend, so kam er nach zwei Stunden furchtbaren Ringens an den Strand von Rottum.

Und nun kann man sich eigentlich alles weitere denken.

Das Glück war gekommen, und es hielt Jürgen Jürgens fest und liess ihn nicht mehr los. Und Mr. Jefferson sagte dankbar und gerührt zu allem: Amen.

* * *

Als ich kürzlich bei der Taufe des dritten Jürgens war, sass ich tief in der Nacht noch in seinem reich geschmückten Herrenzimmer, das mit verwöhntem Geschmack eingerichtet war. Die Erinnerung an alte Zeiten, die uns so innig verbindet, senkte sich über unsere Gedanken

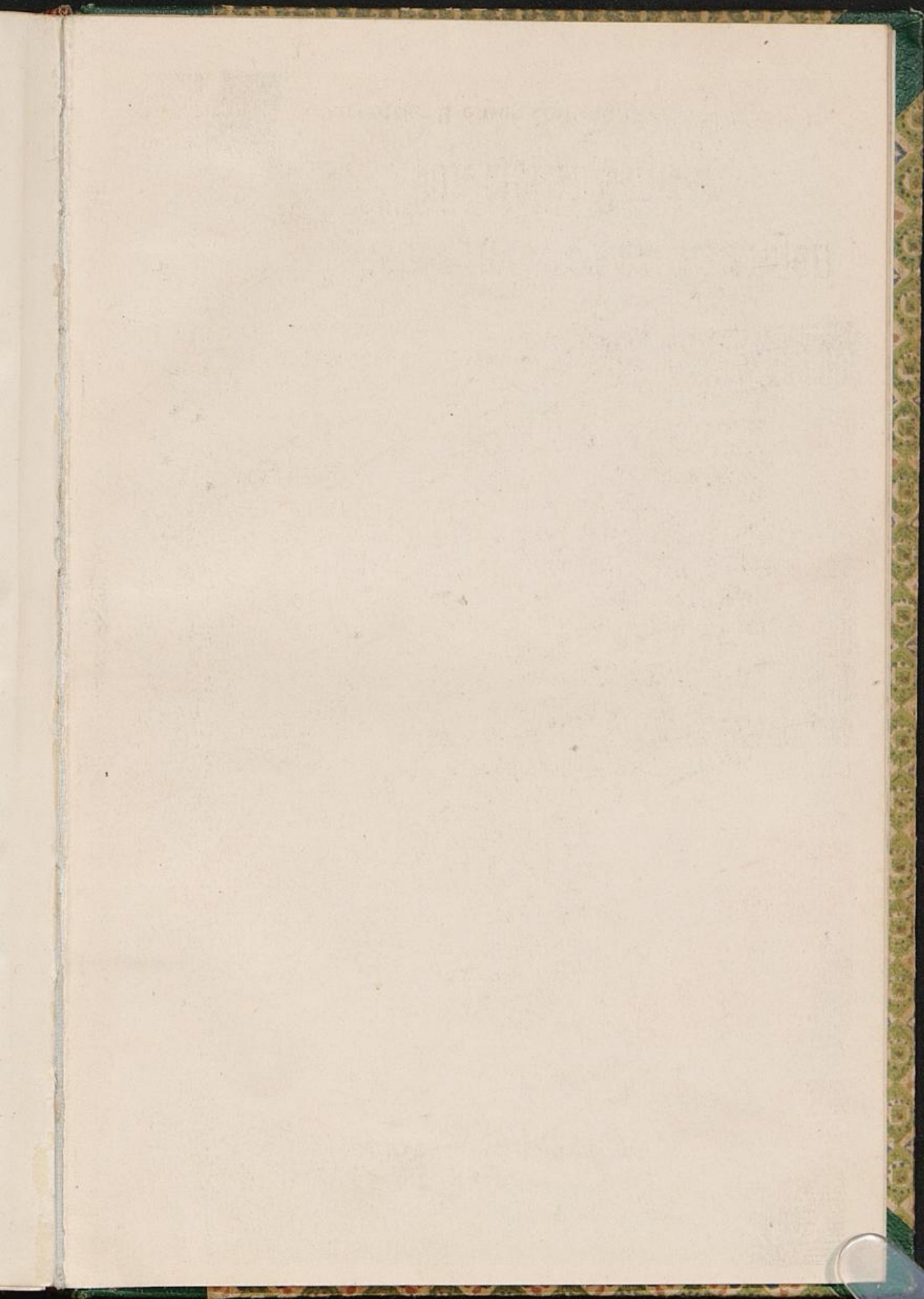
„Ach ja, die Rettung damals,“ sagte Jürgen Jürgens, „ja, es war eine tolle Nacht. Dir kann ich's ja erzählen. Die beiden konnten nicht schwimmen und ich auch nicht. Du weisst doch, dass von hundert Seeleuten kaum fünfzig schwimmen können.“

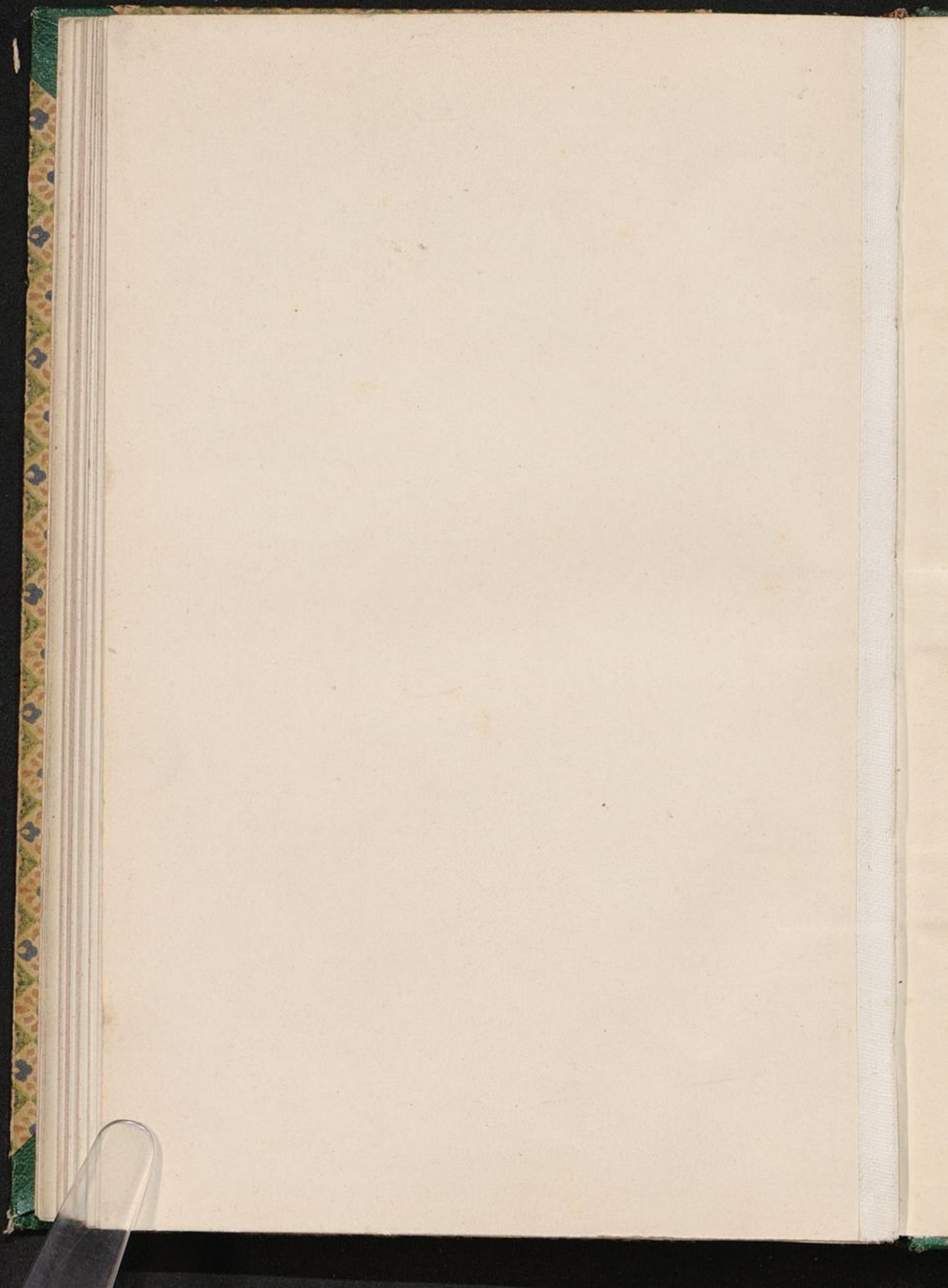
„Waaaaas?“

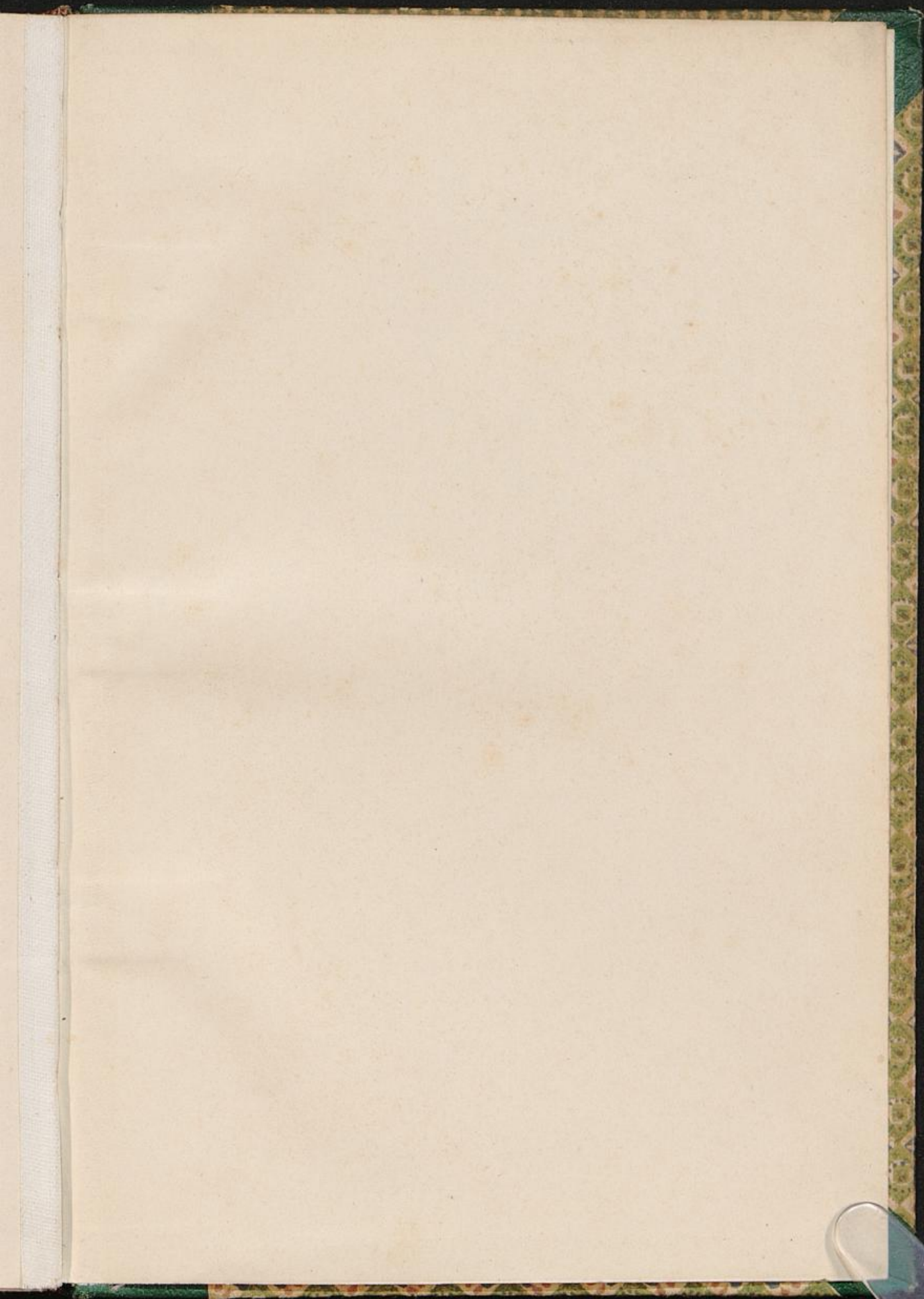
„Ja, weisst du, ich kenne Rottum wie meine Westentasche. Hab' dort auf einer holländischen Kuff als Junge zwei Jahre lang gefahren. Und übrigens kannst du's auch auf jeder Seekarte sehen. Westlich von Rottum streckt sich eine lange Sandbank vier Seemeilen weit in die See. Drei, an der tiefsten Stelle fünf Fuss tief. Da kann man schon mal getrost einen Kasten aufsitzen lassen. Man kann die ganze Strecke bis zur Insel bequem w a t e n. Und das hab' ich damals getan.“

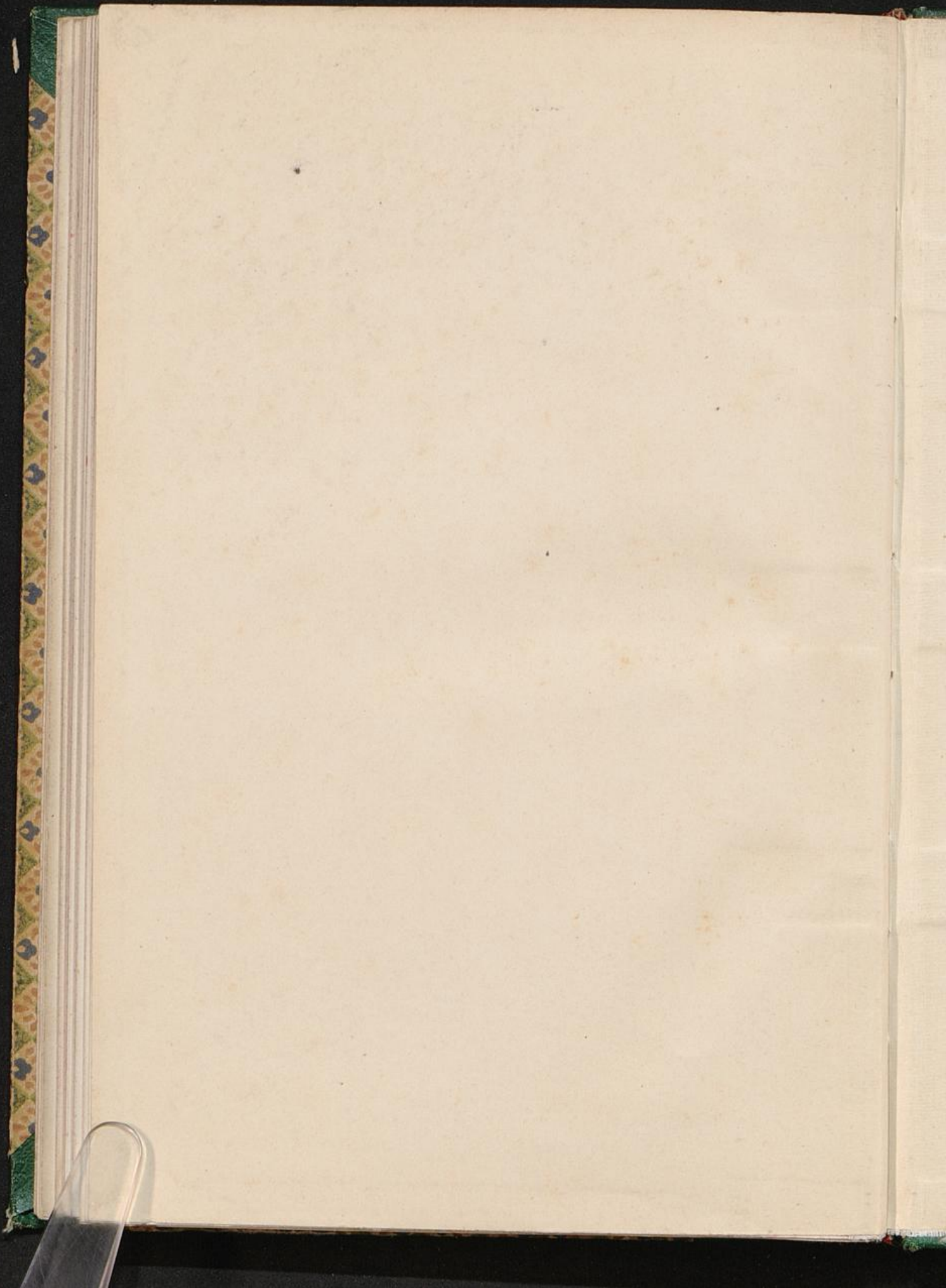
Als Jürgen Jürgens das sagte, kam es mir vor, als wenn sein linkes Auge bedeutend mehr zugekniffen wäre als sonst.











Gerhard Dudden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 36.

